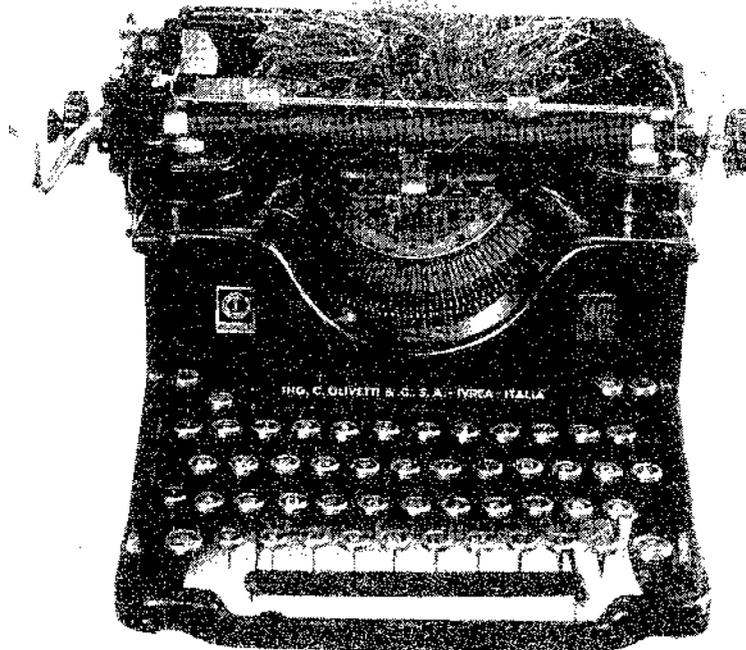


skola t

sitting silently
doing nothing,
spring comes,
and the grass
grows by itself







I N H A L T

Haben Sie Angst vor dem Dick-Werden? 2

ÖKOLOGIE

Wissen — Gewissen — Bewußtsein *Bertrand Stern* 3
 L'esperienza delle Università Verat in Italia *Anna Donati* 14
 Ökologie — Eine wachsende Aufgabe für die Schule *Ueli Haldimann* 17
 Umwelterziehung — Ein vielschichtiges Dilemma *Stephan Lausch* 22

POLITIK

Kommentar:

Jörg Haier — Ein Rechtspopulist als Abstauber der Nation *Ferdinand Karlhofer*
 Der lange Arm des Benito Mussolini *Heinrich Zwischenbrugger*
 Heißer Herbst an Österreichs Unis *Verena Mairhofer, Armin Stecher, Georg Zagler*
 El Salvador *Enzo Nicolodi*



24
26
29
35

SKOLAST-BEILAGE

«Ihr Deutsche, gebt uns Brüdern Raum / Da wir nach Norden schreiten.»
 Thesen zur Soziogenese deutschnationalen Gedankengutes in Südtirol
 und der Mai 1938 *Günther Pallaver*

SKOLAST-GESPRÄCH

Interview mit dem Chefredakteur des RAI-Sender Bozen
 «Sie können ruhig krisieren, das ist Ihr gutes Recht»

37

SH-NEWS

41

... UND FRÖHLICH SCHALLEN DIE LIEDER ...

Der Hintern des Taufels *Gabriel Grüner*

43

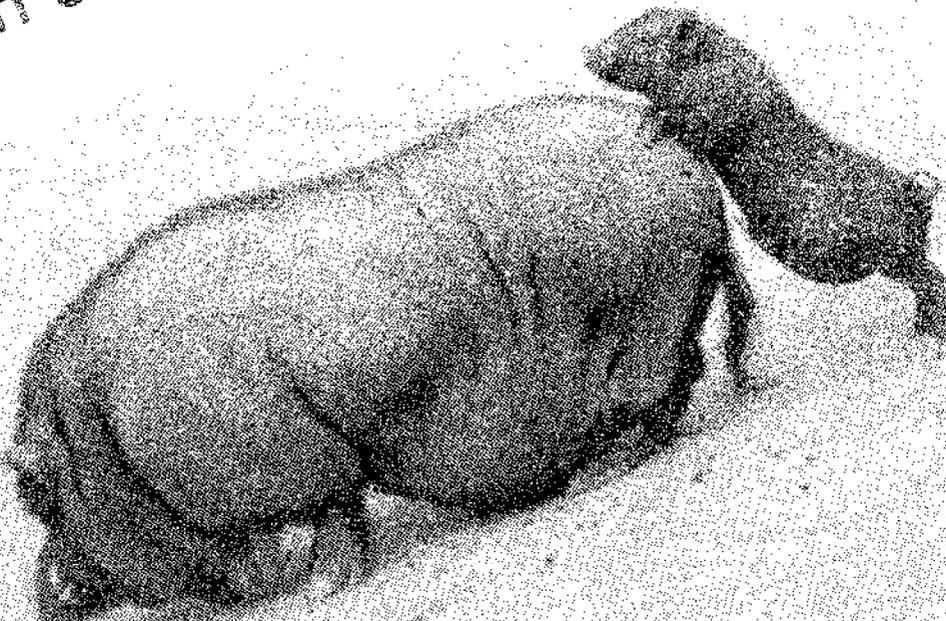
Rezensionen

44

47



Haben Sie Angst



vor dem Dick-Werden?

Wir nicht! Ja, und deshalb ist dieser »skolast« wieder einmal etwas dicker geworden. Schwerpunkt dieser Nummer ist die letzte Studententagung der Südtiroler Hochschülerschaft, die zum Thema: »Kann man 'Grün sein' lernen? Ökologie in Bildungs- und Kulturarbeit« am 23., 24. und 25. Mai 1987 in der Cusanus-Akademie in Brixen stattfand. Leider können aus Platzgründen nur die 4 Hauptreferate abgedruckt werden, dennoch hoffen wir, daß die jetzt schriftlich vorliegenden Referate, die während der Studententagung begonnene, sehr interessante und kontroverse Diskussion wieder beleben können.

Auch am Nabel der Zeit saugen wir fleißig weiter, und so findet Ihr in diesem »skolast« aktuelle Beiträge zur Debatte über die Meinungsfreiheit im Regionalrat, zu den Studentenstreiks in Österreich und ein Interview mit dem Chefredakteur der Rai Sender-Bozen, Hansjörg Kucera. Abgerundet wird dies alles von einem Reisebericht über El Salvador, einem Artikel zu »25 Jahre Rolling Stones« und den üblichen Platten- und Buchrezensionen.

So, viel Spaß (und ein bißchen Ärger) beim Lesen und noch schöne und sonnige Frühlingstage.

die skolast-Redaktion

P.S.: Ihr findet in diesem »skolast« auch einen Posterlagschein. Es handelt sich dabei weder um ein Werbegeschenk noch um einen Versuch, um Geld zu betteln.

Wir wollen Euch bloß den Weg nach Bozen in unser Büro ersparen, wenn Ihr Euren Mitgliedsbeitrag oder Euer Abonnement noch nicht bezahlt habt.

Bertrand Stern

WISSEN

GEWISSEN

BEWUSSTSEIN

»Ökologische Bildung« zwischen Fundamentalismus und Pragmatismus

»Ökologische Bildung« ist wichtig, zweifelsohne. Doch über die Frage ihrer Form und ihrer Inhalte, ihrer Ziele und Zwecke gehen die Meinungen ebenso auseinander wie darüber, wer womit und insbesondere von wem (zwangs)beglückt werden soll. Dient »ökologische Bildung« einem besseren Funktionieren der "bürgerlichen Zivilisation" — oder ist sie im Gegenteil systemsprengend? Bezweckt sie eine neuartige Abrichtung hin zum "Öko(spieß)bürger" — oder eine radikale Befreiung des Menschen aus ökologiewidrigen zivilisatorischen Zwängen? Kann (ökologische) Bildung im Kreuzfeuer politischer Kontroversen stehen (und Alibi für manche Parteien sein) — oder ist sie mit Parteienstreit geradezu unvereinbar?

Was bewirkte die Vermehrung der Zentren der Erwachsenenbildung, die sich einer Ökologie- und Friedensziehung widmen? Und was veränderte mehr Wissen dank verbesserter Informationsstrukturen? Politisch und wirtschaftlich leider kaum mehr denn eine Verlagerung hin zu subtileren Eroberungs- und Ausbeutungsformen, individuell aber eine Tendenz zu einer Flucht, etwa in »Oasen ökospirituelle Privatheit«.

Wenn aber unser Anliegen das ÜBERLEBEN DES LEBENS ist, so setzt es einen grundlegenden Abschied von den Ideologien, Theorien und Maßnahmen der "bürgerlicher Zivilisation" voraus. Doch diesem Bemühen kann eine vorgeblich "ökologische Bildung" nicht gerecht werden, die in traditionellen pädago- und demagogischen Modellen wurzelt und deren Denk- und Handlungstheorien und -maßnahmen bloß technizistisch orientiert sind. Auf dem Wege zu einer ökologisch-pazifistischen Lebens- und Kulturform könnte der Bereich der Bildung — Spiegel und Ausdruck der individuellen, soziokulturellen und ökologischen Identität des Menschen — eine fundamentale Position ermöglichen, aus der eine emanzipatorische Dynamik und Praxis erwachsen würde.

Vorbemerkungen

Der folgende Text ist eine Überarbeitung des Vortrags, den ich zur Einführung der Studententagung "Kann man 'grün sein' lernen?" am 22. Mai 1987 gehalten habe. Es lag mir daran, durch provokative Thesen und Ausführungen die Anwesenden dazu zu bewegen, ihre Position sowie ihre Praxis einer "ökologischen Bildung" kritisch zu überprüfen, damit die Diskussionen aus dem tagungsüblichen Sumpf herauskommen mögen. Da mein Anliegen über den Rahmen dieser lebendigen und interessanten Tagung hinausgeht und nicht auf deren Mitwirkende beschränkt bleiben muß, hoffe ich, daß die Veröffentlichung dieses Beitrags einem in die Tiefe und in die Breite gehenden Dia-

log dienen wird, an dem ich mich gerne weiterhin beteiligen will. Meine Auseinandersetzung mit "ökologischer Bildung" möchte ich in einen größeren Zusammenhang eingebettet verstanden wissen: Ich begnüge mich nicht mit dem üblichen Weg der monokausal-empirischen Darstellung von Fakten, der sich eine oberflächliche Kritik anschließt, aus welcher zumeist systemtherapeutische Reformvorschläge entstehen sollen — um die es mir gerade nicht geht! Nein, der Weg, den ich gehe, ist mühsamer und enthält notgedrungen zahlreiche gedankliche Umwege zu anderen Bereichen ... und am Ende steht keine Lösung, kein Patentrezept, keine Reform; denn des Weges Ende ist erst dessen Anfang!

Vorab weise ich ausdrücklich darauf hin, daß ich mich um keine streng wissenschaftliche Definition des verwendeten Begriffs "Ökologie" bemüht habe: Definitionen sind immer problematisch, öfters gefährlich: Umschrieben habe ich Ökologie mal folgendermaßen:

"Ökologie ist zugleich Wissenschaft und Bewußtsein; Ethik und Materie; objektiv und subjektiv. Sie ... ist eine nicht neue, aber andere Sichtweise des Lebens in seinen Gesamtzusammenhängen und Wechselwirkungen; ist Eingebundenheit des Menschen in Natur und ebenso wie Ausdruck seiner Selbstbestimmtheit."

Wichtiger ist es mir aber, durch Hinweis darauf, was Ökologie nicht ist bzw. was antiökologisch ist, die Möglichkeit zu einer je eigenen, vorgeblich objektiven Definitionen und Erklärungen sprengenden Annäherung und Deutung zu eröffnen. Es wird sich zeigen, daß der Versuch einer Definition ohnehin durch die eigene Position geprägt ist — und dieses modische Wort alles bedeuten, für alles benutzt werden kann.

Bevor ich Sie zu dieser gemeinsamen ("Grat")Wanderung einlade, von der ich hoffe, daß sie nicht durch einen gedanklichen Absturz ein jähes Ende findet, möchte ich mich ausdrücklich bei den Veranstaltern dieser Tagung, insbesondere bei Ursula und Heinrich, sowie bei den Herausgebern des »Skolast«, einer **außergewöhnlichen und vielseitigen Zeitschrift**, stellvertretend für alle anderen, die an der Planung, Durchführung und Aufarbeitung dieses Treffens mitgewirkt und zu dessen Erfolg beigetragen haben, herzlich bedanken: In einer Zeit, da die Freiheit des Lebens, des Seins, des Denkens und des Handelns zusehends und zunehmend beschränkt, beschnitten, reglementiert wird, interpretiere ich den Versuch, sich diesem heiklen Thema zu widmen, als Bekenntnis zum Widerstand gegen alle gesellschaftliche und individuelle Erstickung! Mag diese Tagung, Oase aktiv — (re)kreativen Seins, den Weg weisen in eine von ökologischer Fülle und Vielfalt gekennzeichnete Lebens- und Kulturform!

1. Zur Fragestellung

Dem neu anmutenden Lehrfach "ökologische Bildung" widmen sich landläufig Naturwissenschaftler, z.B. Biologen, oder — vor allem — Pädagogen und Erzieher. Der Ansatz meiner Beschäftigung mit ökologischer Bildung ist weder natur- noch erziehungswissenschaftlich, und mein Anspruch ist es nicht, nach Lösungen zu suchen, die wie allgemeingültige Patent-Rezepte von anderen übernommen und befolgt werden könn(t)en. Als zivilisationskritisch orientierter Philosoph ist es mein einziges Anliegen, zu fragen, zu hinterfragen, infragezustellen: Dies schließt von vornherein jene pädago- und demagogischen Ambitionen aus, die andere zu "Zöglingen" eines — bewußten oder unbewußten — Machtanspruchs machen, die andere zu bloßen Objekten entfremden. Meine Ablehnung jedweder besserwisserischen, missionarischen Führung bedeutet, daß es Ihnen überlassen bleibt, aus den aufgezeigten Symptomen und Zusammenhängen die für Sie gültigen Schlußfolgerungen für Ihre Theorie und Praxis zu ziehen.

Von den folgenden Ausführungen bitte ich Sie, keine neuen Informationen zu erwarten, denn es geht — mir — nicht um neue Erkenntnisse. Die Erfahrung lehrt uns,

- daß Wissen (und Wissenschaft bzw. Technik) per se keinerlei Veränderungen bewirkt, sondern stets daran gebunden ist, wer sich ihrer bedient;
- daß neue Theorien aber zu oft in neue Dogmen münden, die mit entsprechenden — heraufbeschworenen — Feindbildern und mit gehegten Ängsten bzw. Angstverdrängungen operieren;
- daß alles Wissen bereits vorhanden ist, das uns ermöglichen könnte, uns heute anders als dem tradierten Muster der Zivilisation gemäß zu verstehen und zu verhalten; folglich könnten wir uns von einer erkannten und anerkannten

Sackgasse der Zivilisation abwenden, um den Weg hin zu einer »ökologisch-pazifistischen Lebens- und Kulturform« zu finden.

Ob wir fähig und bereit sind, uns so oder anders zu verhalten, bestimmte Merkmale zu identifizieren, gewisse Zusammenhänge zu erkennen und Vorurteile zu überwinden, hängt nicht vom Wissen ab; viel wichtiger scheint mir die Wahrnehmung — als das, was ich für wahr nehme, für Wahrheit annehme! —, denn ihr ist wohl zuzuschreiben, daß wir uns bereitwillig mit oft verkürzten, gar falschen Kausalitäten abfinden, uns abfüttern lassen; daß wir uns mit der vorgeblichen Wissenschaftlichkeit von Beweisen identifizieren und uns dadurch realiter blaffen.

Wahrnehmung? So wie Kurzsichtige das Leben notgedrungen anders als Weitsichtige erfahren, sie aufgrund unterschiedlicher Sehschärfe die Welt also nicht gleich sehen können, so gestafelt sich unsere Anteilnahme an den Prozessen unserer Zeit entsprechend den Parametern der Wahrnehmung ... mit der wesentlichen Einschränkung, daß die Fähigkeit und Bereitschaft zur Wahrnehmung nicht der Natur überlassen ist, sondern durch ein subtiles und perfides System besonders manipuliert, gelähmt, entfremdet — eine euphemistisch als "Erziehung" bezeichnete Abrichtung. Ist dieser Prozeß der Zivilisierung erfolgreich, werden "Wohlerzogene" eher sog. wissenschaftlichen Dogmen als sich selbst und ihrer "organismischen Vernunft" Glauben schenken, ja sie werden geradezu stolz darauf sein, zum Meister der eigenen Lebensentfremdung und Selbstverdrängung avanciert zu sein.

Einige Erwägungen mögen nun meine Skepsis gegenüber dem Wissen und der Wissenschaftlichkeit erläutern. Wie problematisch eine Wissenschaftlichkeit ist, die allemal die Merkmale unserer Zivilisation aufweist, wird klar, wenn wir uns ihre Vorzeichen verdeutlichen:

- objektiv-rational-logisch-monokausal-mechanistisch-partialisierend-technisch;
- linkshemisphärisch, "maskulin", d.h. kolonialisierend-kämpferisch, geradlinig, zielstrebig, verbal;
- "wertfrei", d.h. im doppelten Sinne ausschließlich (sich als einzig gültigwährend und andere(s) ablehnend).

Haben uns nun Wissen, Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit davor bewahrt, in die heutigen Sackgassen des »Modell: Zivilisation« zu geraten — oder haben sie nicht dazu beigetragen, uns in sie zu führen, uns ver-führt? Vielleicht erklärt das, weshalb das "Knacken einer Faktenbank" allzueft nur neue Ängste bewirkte, auf welche Menschen nur mit Flucht reagiert haben oder — wie das Kaninchen vor der Schlange — nur gelähmt wurden. Oder drückt sich hier eine Erfahrung der Menschheit aus, eine sogar gesunde Skepsis: Wie oft wurde "richtiges" Wissen mißbraucht, um eine "Transformation" zu erreichen, sprich: um Menschen für hehre Ideale zu missionieren, sie zu kolonisieren — oder sie aufzuopfern?

Wer sich mit Ökologie und ökologischer Bildung beschäftigt, sollte klar erkennen, daß sie nicht nur auf Wissen beruhen und Wissensvermittlung gar nicht anstreben; vielmehr hängt dieses Anliegen primär davon ab, wie sehr über die "selektive Wahrnehmung" hinaus, die anerzogen ist, eine ursprünglichere, globalere, auch demutsvollere "ökologische Wahrnehmung" angesprochen werden und sich entfalten kann.*

Auf der gesellschaftlichen Ebene ist das zentrale Problem die Frage der Macht; jede Beschäftigung mit Ökologie, welche diese Machtfrage un(auf)geklärt und unausgesprochen läßt bzw. ausspart, erweist sich als entweder entbehrlich oder gefährlich.

2. Ökologie: läßt sie sich definieren?

Um uns unserem Thema und Anliegen zu nähern, bedarf es einer Erklärung, was wohl, allemal von mir, unter Ökologie zu verstehen ist, die offensichtlich eine Bildung prägt und kennzeichnet. Ist Ökologie nun bloßer Umweltschutz, der, sozusagen aus Gründen eines sauberen Gewissens, am Rande ökonomischer Vorzeichen gnädig mitgeführt wird? Oder ist sie ein ro-



mantischer Idealismus, darin sogar Ablöse für einstige "Blut- und Boden-Ideologien"? Ist sie ein Schreckmittel, ein Alptraum? Oder ein Alibi für neuartige politisch-spirituelle Indoktrination und Lenkung?

Ökologie ist zum Schlagwort geworden, das dadurch sinnlos wurde; und die Bedeutungen des Wortes sind entsprechend Wünschen und Vorstellungen und Erfordernissen derer, die von ihr sprechen, in die Breite gedehnt worden. Ohne vorab zu bewerten, möchte ich folgende Unterscheidungen in bezug auf den Gebrauch und die Bedeutung von "Ökologie" treffen und vorschlagen:

a) die vorgeblich wertfreie, naturwissenschaftliche Ökologie:

Sie studiert Naturkreisläufe und Vernetzungen aus einer vor allem biologistischen Perspektive. Dieser Wertfreiheit verpflichtet, enzieht sie sich aller — insbesondere kritischen und gesellschaftlichen — Bewertung; so vermag sie es sogar, sich ggf. mit ökogenetischen Prozessen — in Dienste an Gentechnologien — oder mit den komplexen Ergebnissen von Atomexplosionen zu beschäftigen. Beispiele aus einer alltäglicheren Praxis dieser Ökologie sind uns bekannt: Stadtrökologie, Analysen der Luft, Wasser, Boden im Zusammenhang mit z.B. Lebewesen oder Untersuchungen von Tieren innerhalb ihres — z.B. gefährdeten — Lebensraums.

b) die »re-aktive« Ökologie:

Sie betreibt insbesondere »Umwelt«-Schutz, z.B. in Form von Biotopenpflege oder von Maßnahmen zur Erhaltung von gefährdeten Tiergattungen vor allem nach zivilisatorischen Eingriffen. Ihr Wirken ist reparativ, und daher zumeist auf der Ebene der Symptome, sodaß sie viele Menschen ("mündige Bürger") einspannen kann, die sich z.B. vereinsmäßig organisieren und in der »Freizeit« nebenbei tätig werden.

c) die ideologische Ökologie:

An religiösen und politischen »Bewegungen«, die sich mit Ökologie umhüllen, fehlt es nicht: von den "Grünen" zum "new age" ...

d) die kommerziell-merkantile, monetäre Ökologie:

Einerseits: ein »Alternativ-Kapitalismus«, vom »Müll«-Konsum hin zu allerlei neuen »Heil-Praktikern«; hierzu zählt, neben "Naturkostläden" oder Reformhäusern u.ä., eine vor allem städtische »Zwischenwirtschaft«: (Fahrrad- und andere) Alternativ-Werkstätten, Mitfahrzentralen, Bio-Imbiß, alternative Kulturszene, Esoterik usw. Ein Merkmal dieses kapitalarmen "Alternativ-Kapitalismus" ist die menschliche Selbstausbeutung im Dienste an hehren Idealen, als Verweigerung der üb(lich)en profitmaximierenden Ausbeutung.

Andererseits: ein Neo-Kapitalismus mit scheinbar ökologischen Vorzeichen: Auf einer internationalen Ökologie-Tagung wies der deutsche "Bundesumweltminister" Töpfer darauf hin, daß Ökologie kein Jobkiller sei, sondern hierzu-lande Arbeitsplätze schaffe und der deutschen Wirtschaft neue Märkte eröffne, welche eine moderne Industrie und Ökonomie erobern müsse. Es handelt sich also um Quellen neuer Profitmaximierung, neuen Gewinns, wobei die Zuwachsraten hohe Rendite versprechen. Die Aufgabe des zentralistisch »kontrollierenden« Staates beschränkt sich auf erforderliche Maßnahmen der Legislative und des Regulierens eines — ansonsten von ihm unterstützten — "freien Markts".

Ob zentralistisch oder dezentral, ob groß und profitorientiert-rationalisiert oder "small is beautiful": Ökologie erweist sich hier als Faktor der Ökonomie, an sie — und daher an eine Staatlichkeit! — gebunden!

e) die "Öko-Pädagogik", auch "Umwelt-Erziehung":

Muß der Mensch erst zum "homo oecologicus" dressiert worden sein, damit die Menschheit, die Welt, das Leben überlebt? (siehe hierzu die These 3!)

f) die »reflektorische« Ökologie:

Sie ist zivilisationskritisch engagiert, ethisch eingebettet; der Mensch ist nicht Ziel und Krone der Schöpfung, sondern Bestandteil eines holistischen (ganzheitlichen) Systems das Leben heißt. Verständlicherweise geht sie über den bloß naturwissenschaftlichen und technischen Ansatz — der nicht außer acht gelassen wird! — hinaus.

g) die »Widerstands-Ökologie«:

Sie stellt das auf Herrschaft beruhende »Modell« Zivilisation« oder deren symptomatische Teile, etwa gigantomanische Projekte, in Frage. Ökologische Erkenntnisse und die ökologische Ethik — bzw. ihre Konkretisierung — bedingen ein z.B. verweigerndes Vorgehen.

In erster Annäherung läßt sich bereits feststellen, daß die ersten fünf Definitionen (a bis e) sich auf eine system-immanente, system-erhaltende und allenfalls reformistische Ökologie beziehen, währenddem die Definitionen f und g ein Sprengen, ein Überwinden des »Modell« Zivilisation« anstreben.

Was bedeuten dies für die Praxis? Wie sieht diese aus?

Beispielsweise so, daß Ökologie, als Zusatz-Lehrfach, das neben anderen monokausal-eindimensional orientierten Disziplinen angeboten bzw. wahrgenommen wird, traditionelle Gebiete von Lehre und Arbeit lediglich ergänzt und qualifiziert (berufliche Aufwertung, bessere Chancen, ggf. bessere Verdienst- bzw. Einkommensstufen usw.)!

Oder Ökologie mit dem Anspruch der — allheiligen! — Wertfreiheit? Oftmals wird sie im Zusammenhang mit ausarbeitenden und aufzuzeigenden Schwellenwerten genannt, jenseits derer ein Gleichgewicht — empfindlich/engdültig — gestört sein soll. Auf dieser Grundlage wird etwa die Eisenbahn als "ökologisch" bezeichnet — doch nach welchen Maßstäben?

Die Eisenbahn mag weniger destruktiv sein als das Auto, dem unsere individuellen und gesellschaftlichen Prioritäten gelten, doch wie fällt der Vergleich mit dem Pferd aus? Müßte, wenn schon solche Vergleiche und solche »Rechnungen« an- bzw. aufgestellt werden, nicht die gesamte Frage der Mobilität aufgeworfen und die vielfältigsten gesamtgesellschaftlichen Konsequenzen, von der Naturzerstörung, der Unwirtlichkeit unserer Städte bis hin zum Faktor "Zeit" und "Raum" miteinbezogen werden?

Konsequent »öko-buchhalterisch« gedacht, ist die Heimarbeit mit Computern allemal »umweltverträglicher« als jede traditionelle Arbeitsweise, welche ob der Entfremdung und aller Organisationsmerkmale, etwa von Werkstatt und Transport, gewiß kontraproduktiv ist. Können ökologisch Denkende deshalb dafür plädieren, mehr Informatik zu verankern?

Bejahen sie diese Frage, müssen sie auch die an Mobilität gebundene menschliche Kommunikation durch die »Fortschritte« der sog. Telekommunikation ersetzen: Telefon, Video-Telefon usw. sparen Benzin? Und die Fernsch-Übertragung von Kultur und Sport bringt die Ereignisse nach Hause, statt daß Tausende, ja Millionen Menschen in die Kultur- und Sportstätten transportiert werden ...

Diese Absurditäten mögen verdeutlichen, daß Ökologie als bloße Wissenschaft der Schwellenwerte unserem Anliegen nicht dienlich sein kann.

Und wie steht es mit einer ökologisch orientierten Wissenschaft und Technik? Ist diese nicht geradezu eine Gefahr, wenn sie die Menschen angesichts ihrer schwelenden Katastrophenängste glauben läßt, sie könne all ihre Probleme und Nöte lösen? Wen wundert denn die gegenwärtige Realität, daß der größte Teil der Bevölkerung offensichtlich weiterhin, und zwar nicht weniger, sondern mehr und besser konsumieren will! Der Ökologie fällt dann die Aufgabe zu, diesen einer Massenhysterie gleichenden Konsumwahn effizienter, reibungsloser, aber vor allem »umwelt«-verträglicher zu gestalten. Als Blüten solchen Ansinnens seien beispielsweise genannt: der sog. "blaue Engel" (ein Symbol, das bestimmte Produkte auf Antrag beim Umweltbundesamt tragen dürfen, etwa Klebkleber, Farben und Lacke,

Haushaltsgeräte ...): eine individualistische Gewissensberuhigung wahrhaft konsumierender Bürger(innen); das sog. "Katalysatoren-Auto", Ergebnis scheinbar ökologischer Forderungen vonseiten der profitmachenden Industrie und Wirtschaft an Wissenschaft und Technik; oder, insbesondere nach (Ischemobyl), staatlich definierte Verablungswerte, als ob es je unbedenkliche atom-verseuchte Nahrungsmittel geben könnten! Müssen wir uns da nicht hingestehen und anerkennen, daß solche Ökologie, mißbraucht als Gütesiegel für neue ideologische und technische, für polit-legislative und wirtschaftliche Maßnahmen, nur Augenwischerei ist? Daß sie dadurch keineswegs an den Grund- und Leitsätzen der antiökologischen Zivilisation nützlich?

Wollen wir uns jedoch nicht mit dem bloßen Symptom und der billigen Kritik an ihm zufrieden geben, die offensichtlich dazu führt, sich vom System aufsaugen und mißbrauchen zu lassen, so müssen wir den dornigen Weg des Radikal-Erkenntnistheoretischen gehen, der uns an die Wurzeln (eben: radikal!) der Zivilisation führt. Was kennzeichnet sie? Welche Prinzipien prägen Logik und ihr Existenz-Konzept?

Unter den mannigfachen Prinzipien möchte ich eines hervorheben, das ich als »Prinzip: Werden« bezeichne und dem Sein gegenüberstelle (Werden statt Sein!).

Sein strebt stets nach (Selbst-)Entfaltung: in jedem Sein ist ein Prozeß von Reife und Fülle enthalten, der auch die Wandlung,

die "Metamorphose" (hier nicht im biologischen Sinne gemeint, sondern als Etappen auf dem Weg des Lebens!) kennt. Sein heißt: Jetzt-Sein, So-Sein, Da-Sein! Es ist an keine Bedingungen, an keine Finalitäten gebunden. Wesensmerkmal und zugleich Ausdrucksform des Seins: das »Vertrauen in das Leben«, welches in der organismischen Vernunft wurzelt, die unser Leben leitet — und der wir auch als "Weisheit" begegnen. Die wesentlichen Aspekte von Bewußt-Sein und Reflexion lasse ich hier außer acht.

Anders beim Werden! Als eine subtile (Selbst-)Entfremdungsform vom Sein, setzt Werden die Akzente auf das zu erwartende Ergebnis und betrachtet die Prozesse nur aus der Sicht des Endprodukts. Dem Erreichen dieser zielorientierten Finalität dient ein inzwischen perfektes, totales — und schnell totalitäres! — System. Seine Grundlage ist es, dem werdenden (z.B. dem educandus, dem Zögling) zunächst einen Seins-Zustand — und somit ein Vertrauen in das Leben — schlicht abzusprechen bzw. ihm ihn auszutreiben. Danach können die möglichen und zwingend zu erlangenden Ziele, die Erfolgsstufen (sog. "Entwicklungsstadien"), die Methoden, die Funktionen und Rollen der zu (Ver-)Führenden und der Autoritäten innerhalb eines autoritären Systems definiert werden. Und ideologisch wird das Logik-System als Bezugspunkt aller Wertigkeit verankert. Von da ist es nun ein Leichtes, die bei Abweichung und Mißerfolg zu treffenden Maßnahmen (z.B. Stigmatisierung, Absonderung usw.) zu bestimmen und selbstverständlich als für die Lumpfän-



ger wohnend zu verwirklichen. («Zwangsbeglückung», «fürsorgliche Belagerung», «Vergewaltigung» usw.)

Nun ist dieses »Prinzip: Werden« gesellschaftsklimatisch von besonderer Bedeutung: Das Ursprüngliche, Natürliche, Fichte, das Angst erzeugt und daher zum Bösen gestempelt wird, kann nicht angenommen und belassen werden, es bedarf der zivilisatorischen Verbesserung; die Schöpfung wird — aus anthropozentrischer Sicht! — kolonisiert. Anders formuliert: Das im »Prinzip: Werden« enthaltene grundlegende Mißtrauen verleitet zum Machen, ein Steigbügelhalter der Macht, dessen Ziel der alle Methoden heiligende »Erfolg« ist. (Ist nicht das sog. »11. Gebot«, »du sollst dich nicht erwischen lassen!«, das gesellschaftlich Wichtige und Entlarvende?)

An vier Beispielen möchte ich darstellen, wiewehr dieses »Prinzip: Werden« unser ökologisches Anliegen besonders betrifft:

- Die Erwartung einer dies- oder jenseitigen Er-Lösung aus dem Bösen der Welt hienieden geht einher mit einer Verachtung des Seins; neben den evidenten religiösen Folgen ergeben sich daraus auch bedeutsame politische Konsequenzen (die sog. »Verantwortung für die Zukunft!«), ideologisch z.B. im sog. »Prinzip Hoffnung« wurzelnd.
- Der Temporalitätsaspekt vom »Prinzip: Werden« kommt zum Ausdruck in einer Vorstellung quantifizierbarer, messbarer und daher kostbarer Zeit, die ja sogar »gewonnen« oder »verloren« werden kann! Die Existenz erweist sich als zielorientierte Abfolge von Zeitabschnitten je besonderer Art, die nicht umkehrbar sind.
- Ist die Existenz als zielorientierter Weg dargestellt, streben allerlei Techniken nach »Abkürzung« des Wegs. Die Vorstellung einer vorgelieblichen Vereinfachung der Lebensgestaltung mündet in die »Bequemlichkeitsideologie«, die alles, so auch Menschen, »pflegeleicht« zu machen trachtet (und vermag). Diese »Abkürzung« des Wegs dank der Technik wird stolz als »Fortschritt« bezeichnet: ja, in der Tat, Fortschritt ist ein Schritt fort vom eigentlichen Sein und Leben!
- Ich symbolisiere das Sein durch ein \square oder \square , das Werden hingegen durch ein \square . Auffallend sind die Zusammenhänge zwischen diesen Symbolen und den prägenden Gestaltungen der Gesellschaft: wie gradlinig sind unsere Städte, unsere Häuser, unsere Straßen, aber auch die Denkweisen in unseren Köpfen ...!

Sollte das »Prinzip: Werden« tatsächlich ein grundlegendes Kennzeichen unserer Zivilisation sein, somit auch für die meisten Probleme zutreffen, mit denen wir konfrontiert sind, muß jeder ökologische Ansatz dieses Prinzip erkennen, um das vielfältige »Modell: Zivilisation« zu sprengen: billiger, bequemer ist das ethische Bekenntnis zum Leben, der emanzipatorische Rückbezug auf das Sein nicht zu erlangen!

»Ökologie: läßt sie sich definieren?« lautete die Frage dieser zweiten These. Unter Berücksichtigung einer zivilisationskritischen Reflexion ist die Wertigkeit von Ökologie eine andere, als wenn sie zur bloßen Wissenschaft neben anderen degradiert wird. Ist die Bedeutungsvielfalt dieses Begriffs verwunderlich, je nachdem wer ihn benutzt, besetzt, beansprucht? Die Schlußfolgerungen sind selbstverständlich andere, wenn Ökologie dargestellt wird

- als Wissen, das durch/mit/von Katastrophen erlangt wird; die Antwort: legislativ-organisatorisch-ökonomisch-politische Maßnahmen, die nun weitere, die Schwellenwerte der (Natur- bzw. Bevölkerungs)Verträglichkeit überschreitende Katastrophen verhindern sollen oder die Gefahren in andere, wehrlosere Länder verlagert; Pädagogisch-Moralisches begleitet solche Maßnahmen. Diese rein symptomtherapeutische, systemerhaltende Ökologie ist technizistisch.
- als ethische Reflexion, die angesichts des zivilisatorischen Raubbaus an der Natur und am Menschen zu einer Haltung von Protestbewußtsein und Verweigerung führt. Notgedrungen stellt diese aktiv-kreative Haltung der Betroffenen das

»Expertokratische« (die Herrschaft der Experten) in Frage, ja sie überwindet die Mär vom Machtbarkeitstraum. Wie schnell mündet der Machtbarkeitstraum, in der Hand von Spezialisten, in eine Machtbarkeitstrauma! Grundlage dieser ethischen Reflexion: das Bewußtsein, daß mein Ich Bestandteil der Ganzheit und diese in mir enthalten ist. Ökologie, als Reflexion über das Leben, ist daher auch eine Reflexion über mich und über den Sinn meines Lebens innerhalb des Lebens. Da wir stets und unmittelbar sind, sind wir auch ökologisch, ohne Führung zu ihr! Diese radikale Ökologie ist systemüberwindend.

3. Der Mensch: ein ökologisches Wesen?

Wer unsere Wirklichkeit nur oberflächlich betrachtet, könnte bezweifeln, ob die Gattung Mensch überhaupt in ökologische Globalitäten und Naturkreisläufe integrierbar ist. Ist es jedoch tatsächlich der Mensch oder sind es gewisse Menschen, zuvörderst die als »Zivilisierte« bezeichneten, die sich so antiökologisch verhalten? In nicht wenigen Lebens- und Kulturformen steht der Mensch in keinem Widerspruch zu den Lebensprozessen der Natur, sondern bettet sich harmonisch-dynamisch in sie ein. Könnte es nun sein, daß jene einem Trugschluß aufsitzen, welche den Menschen als domestizierendes Wesen mit bösen Neigungen betrachten?

Wir sollten nicht das Ergebnis der Zivilisierung zur Prämisse erheben, wodurch wir den tragischen Zirkelschluß eines Drangs zur Kolonisierung weiter verankern! Nicht der Natur des Menschen hat unser Anliegen primär zu gelten, als ob diese einer »Korrektur« bedürfe, sondern der Analyse von Methoden, Motiven und Ergebnissen der Manipulation menschlichen Lebens und Wesens zugunsten eines Verhaltens, das gesellschaftlich als positiv bewertet wird.

Immerhin: das Bezweifeln, ob die menschliche Gattung ökologisch ist/sei, könnte sich als geschickte sozialpsychologische Rationalisierung erweisen; hinter dem naturkundlichen oder gesellschaftlichen Mißtrauen steckt jenes Mißtrauen, mit welchem wir dressiert, traktiert, eben; zivilisiert wurden und das wir nun nicht erkennen sollen (Tabu). Wie problematisch, solche Prämisse als Grundlage einer Analyse zu nehmen!

Als »Zivilisation« bezeichne ich eine Gesellschaft, die das Natürlich-Ursprüngliche, das Ganzheitlich-Vernetzende, das Vertrauen in Leben und Sein verachtet zugunsten eines höher bewerteten und einzig geltenden kolonisatorischen, gewaltvollen, herrschaftlichen Welt- und Menschenbildes.

Unsere Sprache widerspiegelt solchen Hochmut: Welcher Anthropozentrismus wird durch Begriffe ausgedrückt, die mit »Un-« (z.B. Unkraut, Un-Geziefer, Un-Wesen ...) oder mit »Ab-« (z.B. Ab-fall, Ab-wärme ...) beginnen? Von welchem Standpunkt aus wird definiert, was ein »Schädling« oder was die »Umwelt« ist?

»Zivilisation« meint nun nicht alleine eine Kulturform, sondern bezieht sich auf ein gesellschaftliches Klima, auf Ideale und Strukturen, auf eine spezifische »Halbstarke-Mentalität«, ja sogar auf eine Typologie des Menschen. Was den »Zögling« kennzeichnet, ist nicht nur sein Status als lebenslanges »Kind«, somit auch als »Spießbürger« gegenüber dem »gütigen« »Vater-Staat«, sondern eine Identifikation mit und Bindung an Autoritäten und daher eine Bereitschaft, stolz zu gehorchen (stait zu horehen) und sich für kolonisatorische Zwecke einspannen zu lassen: Denn die zivilisatorische Mentalität ist verinnerlicht, wenn der Zögling seine Abrihtung als für sein Bestes ansieht, auf sie stolz ist und sie anderen, i.S. der »Zwangsbeglückung, ange-deihen lassen will. Die o.g. Autoritäten drücken sich im aktiv wie passiv zu verstehenden »autoritären Charakter« aus, der einen dialektischen Zusammenhang zwischen der eigenen Herrschaftsbezogenheit und -gläubigkeit und den ideologisch-methodisch-organisatorischen Gestaltungen dieser

Herrschaft artikuliert. Autorität setzt meine Beherrschbarkeit voraus: daß ich der fruchtbare Boden für sie bin.

Der vor ca. 6000 Jahren allmählich ansetzende Prozeß der Zivilisation erreichte erst in den letzten Jahrhunderten eine ideologisch-technische Perfektion. Ihrem aggressiven Expansionismus schienen keine Grenzen gesetzt zu sein, denn die Natur, der Mensch, alles sollte zum Wohle der Welt — "ohne Rücksicht auf Verluste" — kolonisiert werden. Solcher Euphorie dienten Ideologien und Wissenschaften, Technik und Kunst (auch jene der militärischen und ökonomischen Kriegsführung!). Voraussetzung war die totale, aber unsichtbare Indoktrination des Menschen: ihn führungstüchtig und lenkungsbedürftig zu machen, aber auch seine Identifikation mit dem System und seine Verfügbarkeit zu erreichen, war die Aufgabe der Erziehung — wen wundert die Bedeutung, welche die Pädagogik in den letzten Jahrzehnten erlangt!

Ich bezeichne als »bürgerliche Zivilisation« jenen kulturellen Fortschritt, der aus einstigen Sklaven heutige Anteilhaber an unserer "Gesellschaft mit beschränkter Haftung" gemacht hat. Ihre Mentalität beschreibt sehr gut der zweideutige Begriff "pathos": im Griechischen meint es ebenso das Stolz, Pathetische wie das Krankhafte, Pathogene!

Ich möchte es nicht bei dieser Beschreibung belassen, denn die Dressur des Menschen zum Zivilisatorischen trifft unser ökologisches Interesse in grundlegender Art. Diese — als "Sozialisation" bezeichnete — Dressur erfolgt, gemäß der Devise "divide et impera" ("teile und herrsche!"), durch Spaltung des Ichs, des nach kompensatorischen, höherbewerteten, aber lenkbaren Ersatzbedürfnissen strebt. Konsum gilt als Ersatz für Selbst-Bestätigung, was ja Werbepsychologen genau wissen! Somit stellt sich ein tiefenpsychologischer Zusammenhang zwischen der Abfälligkeit der erzieherischen Be-, sprich: Mißhandlung und dem Abfall, logisches Ergebnis des ersatzkompensatorischen Konsums, ein.

Ebenfalls relevant ist gewiß der Zusammenhang zwischen der "Reinlichkeitserziehung", dem — wie ein Racheakt wirkenden — "Sauberkeitsswahn" und der "sauberen Gesinnung"! Diese vorgebliche, nicht mit Hygiene zu verwechselnde »Sauberkeit« ist an die Verdrängung der — sozusagen analen — Kehrseite gebunden: wir wollen konsumieren, sauber und gut, und fordern, daß unser Müll, daß unser Ab-Fall verschwinde! Führt aber der hochgefährliche, Jahrtausende stahlende Müll, Ergebnis unserer egoistischen Verblendung, nicht notgedrungen zu einer totalitären Staatsform? Welches schlechte Gewissen soll durch den Euphemismus »Ersorgungspark« verdrängt werden? Wir können hierbei erkennen, wie die Organisation des Mülls — sie beginnt bereits beim Klo! — eine gesellschaftspolitische Dimension bekommt: Wird, wer unseren Müll verwalten wird, nicht alsbald auch uns gewaltn?

Sichtbar wird hier eine seltsame Verkehrung: Bildete bisher die Abriechung zum Bürger die Voraussetzung für dessen politische Beherrschbarkeit und war der Müll ein bloßes, zu vernachlässigendes Nebenprodukt (Schleifspuren), so zeichnet sich allmählich eine Gesellschaft ab, in welcher der "Ab-Fall" zum eigentlichen Motiv und Motor seiner Abriechung innerhalb eines totalen Systems wird ...

Ist es da noch erstaunlich, daß biophile und ökologische Erkenntnisse so offensichtlich an den Fähigkeiten und Bedürfnissen jener Menschen vorbeigleiten, die, durch zielgerichtete und bewußte Lähmung und Verstopfung ihrer natürlichen, ökologisch-humanen Ethik, zu stolzen Bürgern gemacht wurden?

Wen wundert es, daß jene Ökologie nur innerhalb des ihnen Halt und Identität gewährenden Zivilisationskonzepts dulden und sie allenfalls die Forderung nach neuen Marktstrukturen für bessere "Öko-Produkte" stellen? Kennzeichnet vorgeblich öko-bewußte Konsumenten nicht, daß sie das tabuierte Konsumverhalten nicht infragestellen wollen/können? Sollen wir

deshalb einer Ökologie zustimmen, die bloßes Alibi für neue (Geld)Eliten ist?

Ist die Zivilisation deshalb ein unabwendbares Schicksal? Hoffentlich nein! Ansätze zur Selbstbefreiung aus den traditionellen Prägungen zeigen, daß der bisherige Weg nicht mehr als gottgewollt, als einzig möglich, als unumkehrbar betrachtet wird. Ob und inwieweit (V)Erwachsene ihre biophilen Fähigkeiten wieder zu entdecken und zu entfalten vermögen, ist eine Frage individueller Selbstbestimmtheit und Kompetenz; von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung ist es aber, zu erkennen, daß es nicht möglich ist, die selbstmörderische Zivilisation nicht zu überwinden, wenn uns das »Überleben des Lebens« ein Anliegen ist. Ein bedeutsamer Schritt, um mit dem Teufelskreis der Zivilisation zu brechen, scheint es mir, sich gegenüber jüngeren Generationen zurückzunehmen; aufzuhören, sie zu traktieren, zu dressieren, zu zivilisieren; ihr Leben und ihre Lebendigkeit — wörtlich: — sein lassen, sie begleiten, statt zu entführen. Ein solches Bekenntnis, Ausdruck der Wiederentdeckung einer ökologischen Ethik, bedingt allerdings eine bewußte und konsequente Verweigerung gegenüber den herrschenden — insbesondere pädagogischen! — Ideologien. Doch hierzu gibt es wahrlich gute Gründe: Wie soll die landwirtschaftliche Monokultur gestoppt werden, wenn in unserer Gesellschaft die Menschen auch in Monokultur aufwachsen? Wie sollen die unsere Landschaft verschandelnden, unsere Natur zerstörenden Straßen und Autobahnen verschwinden, wenn wir sie nicht in unseren Köpfen überwunden haben? Wie kann die — militärische und megaökonomische — Kernspaltung gestoppt werden, die lediglich die Spaltung des menschlichen Kerns widerspiegelt?

Nicht-Handeln, um die Schöpfung zu respektieren!? Eine Frage von Wissen, Gewissen und Bewußtsein ...

Lassen Sie mich ein Beispiel für aktive Verweigerung im Sinne ökologischer Globalität nennen: die Geburt. Ist sie ein medikalisiertes Akt, an die speziellen Bedingungen der Medizin gebunden, auch was Rolle und Funktion der "Akteure" (Neugeborenes, Mutter, Mediziner) betrifft? Oder betrachten wir die Geburt als natürlichen, holistischen, gewaltlosen Prozeß, der, über die Identität der o.g. Akteure, die Lebensqualität, die Sozialität, die Ernährung, das Selbstverständnis usw. betrifft? Die — "gewaltlose" — Geburt als »ökologische Versöhnung«? Immerhin, sie ist

- eine radikale, kompromißlose Zivilisationskritik (zugleich Befreiung aus den Institutionszwängen!);
- eine grundlegende Selbstbefreiung, sich auf andere auswirkend;
- und die Verwirklichung des o.g. Bewußtseins, wonach ich Bestandteil des Ganzen bin, wie das Ganze stets in mir vertreten ist.

"Der Mensch: ein ökologisches Wesen?": Wir können diese philosophische Frage zunächst offen lassen! Bekennen wir uns dazu, daß der Mensch nicht als "zivilisatorisches Monstrum", sondern als ökologische Potentialität geboren wird. An solche Potentialität hat Albert Schweitzer wohl gedacht, als er meinte: "Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das auch leben will!"

4. Von Bildung und von ökologischer Bildung

Was meint "Bildung"? Die vermittelte Bildung, etwa die Schulbildung, die in das Ideal der (spieß)bürgerlichen »Allgemeinbildung« mündet? Die berufliche Bildung? Die Freizeitbildung?

Gibt es Maßstäbe, um sie zu definieren?

Was heißt beispielsweise Bildung in einer Gesellschaft, deren Kultur auf die verbale Logik, auf das Wort zentriert ist? Auf jene bereits beschriebene rational-objektive, maskuline, gewaltvolle Logik, mit ihrer linearen, mechanistischen, monokausalen



Wissens-Systematik? Müssen ganzheitliche bzw. emotional-subjektive Potenzen aus diesem Bildungsanspruch herausfallen? Schließt solcherlei Bildung etwa die Non-Verbalität, das Schweigen aus?

Zugegebenermaßen schöpfe ich meistens Verdacht, wenn von Bildung die Rede ist: Um welche Bildung geht es? Wie global ist sie? Dient sie der Ideologie des defizitären Menschen, der durch sie zu einem angestrebten *Zu-Stand* gebracht werden soll? Dann wäre Bildung wohl das Alibi für einen Herrschaftsanspruch, der etwa durch die euphemische Kennzeichnung pädagogisch verschleiert werden soll: Bildung des Menschen im Sinne der Abrichtung (nicht der Mensch bildet sich, er wird gebildet, also geformt!)?

Angesichts der Grenzen einer ausbeuterischen Kolonisation von Natur und Mensch könnten nun die angebliche Ressourcenknappheit, die Müllproblematik oder die Energieverteilung für eine neuartige Innen-Kolonisation des Menschen benutzt werden. Dienen "Fakten" bevorstehender — oder heraufbeschworener — Katastrophen dazu, die Welt neu zu organisieren, indes der Bildung die Aufgabe zukäme, den Menschen für solches System zu bilden, d.h. einerseits ihn auszubilden, andererseits ihn geistig so zu kontaminieren, daß er die Richtigkeit der Zwangsbeglückung erkennen und auf sie stolz sein möge ("Katastrophenpädagogik")?

Und was heißt "ökologische Bildung"? Ist diese allenthalben zu vermehrende Begriffskombination eine Zauberformel, dank welcher alle Probleme zu lösen sein werden? Geht es der ökologischen Bildung darum, den Menschen, dem Ökologisches (Bewußtsein, Wissen und Handeln) abgesprochen wird, zur Ökologie hin zu führen? Symptomatisch, daß im Italienischen von "Istruzione ecologica" gesprochen wird: dieses In-Struire drückt eine Bewegung aus, von außen nach innen!

Ist sie nun ein neues Lehrfach, welches, als Fach neben ande-

ren, womöglich als Anhängsel an Biologie, in unsere Schulen integriert wird? Was jedoch kann und soll Ökologie innerhalb so antiökologischer Strukturen, Orte, Formen, Lehrpläne? Sind Schulen, Stätte der Drangsal, des Wettkampfs, der einseitigen Intellektualität, nicht die Tempel der »bürgerlichen Zivilisation«, deren "heilige Kühe"?

Was ist, Ökologie findet frühmorgens statt, da ich noch müde bin? Was besagt die Note "5" in Ökologie? Und was die "1"? Oder Ökologie als neue Form von Erwachsenenbildung, die sich mit der Vorsilbe »Öko« versehen bessere Umsatzchancen verspricht? Ist es der Back- und Kochkurs? das Gartenseminar? die naturkundliche Wanderung? die Selbsterfahrungsstunde? die chemische Untersuchung verseuchter Gewässer? das Zählen von Populationen in Biotopen? Oder ist es die Theorie der Kreisläufe und ihrer Dynamik, die einem "new management" dienlich sein soll?

Oder stellt ökologische Bildung den Versuch der Pädagogik dar, mit Hilfe der Naturwissenschaften ihren Anspruch nach Exaktheit zu verankern (den sie bereits durch die neue Bezeichnung "Erziehungswissenschaften" verkündet)? Sollte das Ökologische bloßes Alibi für den als Bildung versteckten Erziehungsauftrag sein, würde die Ökopädagogik als ideologisch-theoretisch-methodologische Metaebene der sog. Umwelterziehung dienen — deren Ergebnis womöglich der »Öko-Spießbürger« wäre?

Nun erweist sich jedoch das pädagogische Ansinnen in mehrfacher Hinsicht als sehr problematisch: Gesellschaftspolitisch ist beispielsweise — von H. Kupffer in: "Der Faschismus und das Menschenbild in der deutschen Pädagogik" — darauf hingewiesen worden, daß pädagogische Mentalitäten der Frucht- und fruchtbare Boden für faschistoide Strukturen, Organisationen und Mentalitäten sein können. Systemisch hat E. v. Braunmühl — in: "Antipädagogik: Studien zur Abschaffung der Erziehung" — auf den zentralen "pädagogischen Gegenteileffekt" aufmerksam gemacht: Erzieherische Ambitionen erreichen nicht ihr angestrebtes Ziel, sondern das Gegenteil davon; denn die Erziehungsmaßnahme transportiert nicht nur die Absicht, etwa das Verhalten eines anderen zu verändern, sondern weckt unterschwellig im Empfänger das Gefühl eigenen Unvermögens. Eltern, die "für ihre Kinder nur das Beste wollen", säen realiter bei ihnen ein Mißtrauen sich selbst, dem Leben, der Welt gegenüber. Ähnliches erfahren wir bei einigen jener Kinder von "Mütsli-Freaks", die sich auf "Big Macs" und Süßigkeiten geradezu stürzen ...

Was bedeutet nun dieser "pädagogische Gegenteileffekt" in bezug auf ökopädagogische Maßnahmen?

Ökologische Bildung, Ökopädagogik, Umwelterziehung: ich möchte meine Bedenken zusammenfassen:

— (Wie weit) Haben sich ihre ideologischen Grundlagen vom zivilisatorischen Welt- und Menschenbild befreit?

— Tragen ihre Methoden und Formen nicht dazu bei, das zivilisatorische zu modernisieren, zu reformieren, festzuschreiben und durch neue Hoffnung ("Placebo-Effekt") weiter zu verdrängen? Dienen sie der ideologischen Ablenkung und Entschuldigung des Systems? Oder verstehen sie sich als Vorarbeit, die einerseits technologisch umgesetzt werden kann (Katalysatorrentechnik, Akzeptanz chemischer Eingriffe, Verträglichkeit von Genmanipulation, aber auch Technik zur Erschließung neuer Märkte, z.B. mit Solartechnik oder Bio-Ernährung ...); die andererseits in die Ausbildung von besseren, neueren Öko-Technokraten mündet, deren Expertenheftigkeit nicht mehr bloß wirtschaftspolitisch wäre, sondern ideologisch überlagert durch z.B. ökospirituelle Ambitionen und Maßnahmen, etwa "im Zeichen des Wassermanns" ...?!

— Auch was die Menschen betrifft, die sich ihr widmen: aus welcher Motivation? Suchen sie in dieser Bildungsaufgabe

etwa ein Betätigungs- und Bestätigungsfeld, das sie in bestehenden oder ihnen versperrten Bildungseinrichtungen vermissen? Oder geht es ihnen um zu verkündende Ökologie-Wahrheiten?

Oftmals soll das Missionieren anderer vom eigenen Ich ablenken: die Notwendigkeit der "hilflosen Helfer" (so W. Schmidbauer) erweist sich als Abwenden, als Wegrationalisieren eigenen Leids — ein gerade bei Pädagogen bekanntes Phänomen! Könnte es nun sein, daß die — angesichts angeblicher leerer Staatssäcke — restriktive Personalpolitik viele arbeitslose Pädagogen dazu treibt, in der "Umwelt-Erziehung" einen rettenden Anker zu finden, der ihnen nicht nur ein Arbeitsfeld und Einkommen bietet, sondern vor allem eine psychologische Entlastung für ihre Ambitionen der Zwangsbeglückung? Dann hätten sich nur die Inhalte ihres missionarischen Eifers geändert! Verträge Ökologie jedoch die dichotomen (oben-unten)-Herrschaftsstrukturen eines — wörtlich: — Unter-Richtens?

Wieviel Leid haben "Gut-Willige", "Gut-Meinende" real bewirkt, die nur für "die gute Sache" gekämpft haben ...

— Schließlich, dies ist gravierender, ob ihrer Zielsetzungen: Müssen, wie bereits erwähnt, die Menschen tatsächlich zur Ökologie hin geführt werden? Ist es nicht vielmehr so, daß alle ökologische Forschung, Reflexion und Aktion zuvörderst dem Aufdecken der strukturellen Gewalt unserer selbstmörderischen Systems zu gelten hat, was kein pädagogisches Arbeitsfeld sein kann! Denn ökologische Bildung diene allendalls der (Selbst)Befreiung aus dem »Modell: Zivilisation«, was, anders formuliert, heißt, daß sie dem "Prinzip Leben" verpflichtet ist. Demnach erweist sich ökologische Bildung als eine zunächst politische Angelegenheit, die sich der zentralen Frage widmen muß: jener der Macht!

5. Ein anderes (Selbst)Verständnis von ökologischer Bildung ...

... hängt zunächst von einer Definition der Ökologie ab! Können wir sie begreifen als Begegnung mit dem Frieden, als Ausdruck also des Friedens mit sich selbst und des friedlichen Umgangs mit der Mit-Welt? Mißverstehen Sie indes diesen Frieden nicht als Friedhofsruhe, denn die Natur, als friedliches Ganzes, kennt durchaus Konflikte und Konfrontationen!

Oder Ökologie verstehen als Ausdruck des Liebens? Nicht bitte jene christlich-kirchliche Liebesperversion, die eine Tugend aus dem Ablenken vom Selbst zugunsten einer objektbezogenen, d.h. verdinglichten »Liebe« macht; sondern ein rückbezügliches, darin (aus)strahlendes Lieben: weil ich mich liebe, bin ich liebend und trage dies nach außen: Lieben als Ausdruck der Dynamik und Harmonik des Lebens.

Ökologie, die in solchen Eigenschaften fußt, färbt auf die Qualität der Bildung ab: sie ist kein Kunstprodukt, kein zu erzielendes Ergebnis, sondern ein im Menschen gattungsspezifisch verankerter Prozeß; sie ist auch Ausdruck des Vertrauens in das Leben, aber auch Trägerin von Hoffnung und Trauer. Sie ist eine uns angeborene Fähigkeit und Bereitschaft, die persönliche Betroffenheit, das sachkundige (Tr)kennen und das sozialpolitische Engagement zu konkretisieren und zu transportieren, ohne den Mitmenschen zu verletzen, zu entwürdigen.

Bildung ist ein Prozeß, kein zu erzielendes Ergebnis nach erfolgreich durchschrittener "Entwicklungsstufen". Ein aktiv-kreativer, dynamisch-harmonischer Prozeß, in soziokulturelle und ökologische Zusammenhänge eingebettet, als Spannungsfeld von Ich-Du-Wir-Es; an keine Vorbedingungen und Vorurteile (wie z.B. Alter, Geschlecht, Herkunft, Beruf usw.) gebunden, im Gegenteil: Er ist Wegweiser zum Sprengen von Fesseln, zum Überwinden von Hindernissen!

Die Unmittelbarkeit der Bildung setzt keine entmündigende Professionalität voraus, im Gegenteil: je weniger Spezialisten sich zu — allemal pädagogischen — Autoritäten aufbauschen,

desto größer die Chance, daß Menschen sich aktiv und passiv in Prozesse von Bildung und Kommunikation einbringen. Folglich müssen etwaige Bildungs(infra)strukturen darauf bedacht sein, die Grundeigenschaften (Selbstbestimmtheit, Würde, Kompetenz) stets zu respektieren und zu fördern.

Der erste Schritt zur Befreiung aus den Klauen der Expertokratie ist das Zurückdrängen jener — insbesondere pädagogischen — Anmaßung, welche die Bildung vereinnahmt, um ihr vorgeliebt zu dienen. Ein anderer Schritt ist die Loslösung aus den Zwängen einer mißverständlichen Intellektualität und eines Logik-Systems sowie des zivilisationstypischen Pragmatismus. Ein weiterer Schritt ist der Abschied vom Glauben an das alleinwesentliche Wissen: Müssen wir nicht zumindest die qualitativ andere Dimension der Weisheit berücksichtigen, etwa der "organismischen Vernunft"? Haben wir uns vom Zwang eines zweckhaften, zielorientierten Wissens verabschiedet, können wir den Menschen als Träger und Präger der angeborenen und sich entfaltenden Weisheit akzeptieren, was das Wissen als rationale Verarbeitung individueller und soziokultureller, auch technischer Erfahrungen und Kenntnisse nicht ausschließt! Wesentlich auch der Schritt, Bildung und Kommunikation aus allerlei Formalismen zu befreien: Bildung ist nicht Ausbildung! Qualifikation und Qualifiziertsein sind nicht identisch! Sie auch abzukoppeln von Vorstellungen der Zeit und des Ortes, von Rollen und Funktionen: Wie illusorisch, sie an Kasernierungen, Altersstufen, Lehrer(fach)autoritäten zu binden ...!

Diese Lebensdynamik wird es — uns — ermöglichen, mit unserer Logik zu brechen, den Verbalismus zu überwinden. Ich plädiere für die radikale und umfassende »Entfesselung der kreativen Potenzen, der Fantasie«.

Ich plädiere für eine »Kultur der Muße«, in welcher Bildung und Kommunikation ebenso ihre Wurzeln haben wie die Oasen der Ruhe, wie die Horre der Leere. Das Bekenntnis zur Muße



ist der fruchtbare Boden, auf welchen die ökologische Fülle der Bildungsvielfalt und das »schöpferische Nichts« gedeihen können.

Wie kontrastieren doch diese Landschaften aktiv-kreativen Seins mit der seuchenartigen Langeweile ("Videototum") und Monotonie unserer Gesellschaft! Mit dem aggressiven Lärm (z.B. "Ohrschmuller", d.h. Walkmen!) der Gegenwart! Sind solche Landschaften der Fülle und Vielfalt an Bildung und Kommunikation unser Anliegen? Dann müssen wir die Fallen erkennen, die auf unserem Wege lauern, vor allem jene, die Strukturen und Orte, Formen und Inhalte der Bildung vorher definieren wollen: Wen wundert es, daß solche »fürsorgliche Belagerung« wirkt? Hüten wir uns also vor Lösungen, vor Rezepten: Wir können allenfalls dem Mitmenschen auf dem Wege seines Selbst beistehen, ihn begleiten!

Ich glaube, daß nur diese, in eine ökologische Ethik eingebettete ökologische Bildung ein wichtiger Schritt auf dem Wege der Abkehr vom »Modell: Zivilisation« sein kann!

6. Folgerungen

Wir wissen um die stolzen Ergebnisse antiökologischer Verhaltensweisen! Seveso, Bophal, Harrisburg, Tschernobyl, Sandoz-Ciba-Geigy u.v.a., Meilensteine der Profitorientierung, der Gigantomanie, weisen auf bereits zu erkennende Katastrophen, so etwa der Mammut-Wahnsinn der Wackersdorfer WAA! Diese sind jedoch bloß die Spitzen eines Eisbergs, an dessen Unterseite die Millionen Existenzen stehen, die dem "Prinzip Hoffnung" aufgeopfert wurden: Wer denkt ihrer?

Anderseits: Was vermag Ökologie in einem Land wie der BRD, in welchem jeder 7. Arbeitsplatz vom Auto abhängt? Oder in einer "Europäischen Gemeinschaft", die Milliarden-Beträge zur Vernichtung von agrarischer Überproduktion zahlt, um die Kurse — auch der petrochemischen Düngeproduktion, der Traktorenindustrie usw.! — zu stützen? Oder in einer Welt, in der fast jeder zweite Studierende direkt oder indirekt militärischen Zwecken dient? Was lernen wir daraus, daß uns bereits die chemische Keule erfaßt: Jene Pestizide, deren Ausfuhr seinerzeit zur stolzen Erhöhung unserer kolonialen Macht und unseres Bruttosozialprodukts — Symbol gesellschaftlichen Reichtums! — beitrug, sie holen uns wieder ein, wodurch die Behandlung der durch sie Erkrankten abermals das BSP erhöhen wird ...

Wir wissen um das Zivilisatorische und erkennen — allmählich, notgedrungen? — das Ökologische. Was tun wir? Hoffen? Auf politische Lösungen setzen? Bekanntermaßen haben Politiker niemals einen Wandel verursacht, sondern ihn lediglich a posteriori legislativ sanktioniert. Und Gruppierungen, die das Ökologische i.S. des Parlamentarismus politikfähig machen wollten, haben sich dabei erschöpft — und ihr Ziel verfehlt: Wieweit tragen sie letztlich dazu bei, das System durch oberflächliche Reformen zu regenerieren? War der — global — vernetzenden Ökologie damit gedient, daß sie in ein parlamentaristisches Schema von Links-Rechts-Polarität gezwängt wurde? War ihr damit gedient, daß Mandatsträger und neue Machthaber die zuvor Betroffenen und ökologisch Engagierten lähmten, indem sie sich zu Hoffnungsträgern aufspielten?

Ist denn, etwa nach der politischen Enttäuschung und Verbitterung, die Flucht in religiös-spirituellen Nischen einer »alternativen Ökologie« irgendwie emanzipatorischer? Fernöstliche Weisheiten und indianische Lehren mögen, als Ausdruck einer kulturell verankerten ökologischen Ethik, schöne Anregungen zum Hoffen sein, doch Grundlagen einer Problemlösung bieten sie nicht.

Was bleibt? Die Flucht in die innere Emigration? Oder der gesellschaftspolitische Mißbrauch der Ökologie, wo ein Vanatismus aus dem Utopisten einen desperado, einen Gewalttäter macht?

Oder das "Prinzip Hoffnung"?

Viele Probleme — und Sackgassen — resultieren aus unserer nur aktivistischen Vorstellung (machen! machen!), zu der ich

auch das Reformistische zähle. Dieses Verhalten, ebenso wie die allerlei »Anti-Haltungen« bewirkenden Freund-Feind-Kategorien, betrachte ich als hochgradige "Halbstarke-Mentalität" und mit Ökologie unvereinbar!

Hindernisse auf dem Wege des ökologischen Lebens sind gewiß auch jene anerzogenen egozentrischen, »egokratischen« (sich-herrschend) Verhaltensweisen des Zivilisierten, der, einem Kleinkind ähnlich, alles auf seinen Nabel bezieht, alles seinen unmittelbaren Launen und (Schein- bzw. Irratz-)Bedürfnissen unterwirft.

Müssen wir, die wir uns ökologisch betätigen, die wir uns dem hochsensiblen Bereich der ökologischen Bildung widmen, uns von so komplexen Traditionen und Einstellungen freimachen, damit wir uns, jenseits der wahnhaften Suche nach Identifikation mit — diktierten! — Modellen, zu unserer eigenen Identität bekennen können: Ein Selbst-Sein inmitten einer vernetzenden Globalität, deren Träger und Präger wir sind!

Selbst-Sein als Prozeß der Reife. Dies bedeutet, bewußt und innerlich stark nein sagen zu können, sich den Autoritätsansprüchen, z.B. von "Vater-Staat", konkret und umfassend zu widersetzen. Doch keine Verweigerungshaltung kann durch mandatierte Stellvertreter erfolgen, die als Lobbyisten für uns handeln, währenddem wir unsere traurige Existenz ruhig und im Warmen weiterführen! Nein, unsere Reife drückt sich in der "aktiven Ohnmacht" (Marianne Gronemeyer) aus. Den zivilen Ungehorsam, die Ungehörigkeit des Ungehorsams und der dadurch bewirkten Nicht-Zugehörigkeit: wir müssen sie schon selber ausführen, sie durch unsere Fantasie gestalten! Die »Entfesselung kreativer Potenzen« als Politikum!

Das heißt aber auch, daß Ökologie keine Hoffnung ist, fernab von mir, sondern daß sie in mir ist, bei mir beginnt und aus mir strömt. Indem ich also ökologisch fühle, denke und praktiziere, ist Ökologie mehr als eine traurige Utopie, eine Utopie etwa des neuen Klassenkampfes! Es ist indes unerheblich, ob mein (Nicht)Handeln auf andere ansteckend wirkt; ist aber "der Funke" "übergesprungen, kann aus dem gemeinsamen Bewegsein eine Bewegtheit entstehen: Dank ihrer Dynamik kann sie, wie der Glaube, Berge versetzen, worin sie sich von der "Bewegung" unterscheidet, die, allemal eine "deutsche Krankheit", sich unwirksam macht, sowie sie sich organisiert!

Erfahrungsgemäß wird es nicht an sog. Pragmatikern fehlen, die im Namen der vorgeblichen Realität nach den praktischen Wegen rufen werden, um das Kritisierte und Formulierten in eine Praxis umzusetzen und sie in unsere Welt einzupassen: Dies war und ist mein Ansinnen nicht, solchen Forderungen zu entsprechen! Werden sie nun meine Ideen verwerfen — oder als utopisch, illusionär abtun? Oder keinen Bezug zu sich selbst, zur eigenen Praxis finden?

Doch welche Verkehrung liegt hier vor! Ist nicht das »Modell: Zivilisation« eine Utopie? Ein zum Scheitern verurteiltes Experiment? Und sind Pragmatiker nicht oftmals Vertreter einer sich-selbst-erfüllenden Prophezeiung, indem sie, vom Mißtrauen — z.B. der Freiheit gegenüber! — ausgehend, dieses geradezu säen? Bin ich, mit meinem Ansatz, nicht realer als sie, wenn ich meine, daß die menschliche Gattung entweder ökologisch verwurzelt und in Naturkreisläufe eingebettet ist: dann sind zivilisatorische Maßnahmen ebenso entbehrlich wie gefährlich; oder sie ist grundlegend antiökologisch, sodaß selbst best-gemeinte Maßnahmen, etwa der (Öko)Pädagogik, nutzlos sind!?

Die Schlußfolgerungen für unser Ansinnen und Anliegen einer ökologischen Bildung ergeben sich von selbst; wenn sie in einer ökologischen Ethik verwurzelt sind, bleiben die zwei Fragen zu beantworten:

— Wer schützt die Ökologie vor den Ökologen?

— Wer befreit die ökologische Lebens- und Kulturform aus der Vereinnahmung durch Experten einer sog. "ökologischen Bildung"?

Nicht zwischen einer erneuerten "Welt von gestern" und einer von befriedeten Ökospießbürgern getragenen, ruhigen und strebsamen »ökototalitären Weltdemokratie« wähle ich. Das "Ende des naturwissenschaftlichen Zeitalters" (H. Pietschmann) eröffnet uns die Chance einer Lebens- und Kulturform, die nicht mehr gegen unsere freiheitlich-ökologisch-pazifistische Sehnsucht verstößt und in welcher die Fülle und Vielfalt des Lebens Ausdruck des Vertrauens in eben dieses Leben ist. Ihm gilt meine Wahl: dem Leben!

Einige Literaturhinweise:

Carl Amery, *Natur als Politik – die ökologische Chance des Menschen*, (Reinbek, 1976) (s. insb. §3: »die ökologische Systemkritik für Begriffe mit Ab- und Un-...!)

Ekkehard von Braunmühl, *Antipädagogik: Studien zur Abschaffung der Erziehung*, (Weinheim-Basel, 1980) (s. insb. § VI: »Der pädagogische Gegenreffekt«)

Marianne Gronemeyer, *Acht richtige Sätze und warum ich für ihr Gegenteil plädiere*, in: J. Beck u.a.: *Das Recht auf Ungezogenheit* (Reinbek, 1983)

Ivan Illich, *Entkündigung durch Experten: Zur Kritik der Dienstleistungsbezüge*, (Reinbek, 1979)

Heinrich Kupfer, *Der Faschismus und das Menschenbild in der deutschen Pädagogik*, (Frankfurt, 1984)

Herbert Pietschmann, *Das Ende des naturwissenschaftlichen Zeitalters*, (Frankf./Berlin/Wien, 1983)

Bertrand Stern + Monika Gödecke, *natürlich geht's ohne Erziehung!*, (Sonderdruck aus *Anlaß des Intern. Jahres der Jugend, ÖKOjournal*, Zürich, 1985)

Bertrand Stern, *Stell dir vor, es ist Schule und niemand geht hin*, Buchbeitrag, in Vorbereitung, Erscheinungszeit: Ende 1987/Anfang 1988. Informationen hierzu beim Verfasser!



Anna Donati

L'ESPERIENZA DELLE UNIVERSITÀ VERDI IN ITALIA

«Il tuo corpo composto per tre quarti di acqua, più un poco di minerali terrestri un pugno scarso. E questa grande fiumina in te di cui non conosci la natura. E nei tuoi polmoni, presa e ripresa di continuo dentro la gabbia toracica, l'aria, l'ossigeno, questo splendido straniero senza di cui non puoi vivere.»
(Marguerite Yourcenar: *Il tempo grande scultore.*)

Questa frase, delicata e poetica, esprime in modo trasparente un desiderio di conoscenza, di limite della nostra esistenza, una curiosità circa i misteri che avvolgono la nostra possibilità di sopravvivenza, estremamente affine allo spirito, alla «fiamma» che ha animato l'esperienza delle Università Verdi in Italia.

È stato proprio un desiderio di conoscenza, ma anche la coscienza dei suoi limiti che ha promosso, dal 1982, una esperienza autogestita, diretta, di diffusione e divulgazione della cultura ecologica. Le Università Verdi sono nate con il duplice scopo di affermare una nuova coscienza, che non pone più la specie umana al centro della natura ma in un delicato equilibrio con tutte le altre specie animali e vegetali, e farne oggetto di ricerca, di riflessione di studio. Coerentemente ai contenuti proposti, era necessario diffondere il messaggio non in modo propagandistico, ma fornire strumenti di conoscenza utilizzabili autonomamente, senza perpetuare la dipendenza dall'«esperto». Questa figura oggi così preziosa sussiste proprio grazie a carenze diffuse di conoscenza, all'ignoranza di processi, tecniche e meccanismi che condizionano pesantemente la nostra vita. Se tutti avessero conoscenze diversificate il ruolo dell'esperto sarebbe sicuramente ridimensionato: oggi invece di fronte all'espropriazione della conoscenza e dell'informazione, aumenta la schiavitù da coloro che detengono il monopolio della scienza e della conoscenza anche dei meccanismi più elementari e quotidiani. Il contadino attuale dipende dall'industria chimica e dai suoi esperti ed ha margini di errore possibili molto più ampi di una volta, dato che le tecnologie attuali offrono molte possibilità distruttive, a volte irreversibili.

Inevitabile che sussistano conoscenze e competenze diversificate, ciò che va favorito è una estrema distribuzione e varietà, con possibili intrecci, innescando un meccanismo di autoregolamentazione, di autocontrollo e circolazione che eviti pericoli di monopolio e di specialismo. Ed è per questo che i corsi delle Università Verdi hanno sempre un carattere interdisciplinare affiancando tematiche apparentemente distanti, con una nuova visione olistica delle relazioni che permette una rinnovata lettura di questioni irrisolte e ponendone di completamente nuove.

Come afferma Aldo Sacchetti nel suo testo «L'uomo antibiologico» i tradizionali strumenti di controllo naturale dei fenomeni, i nostri organi sensoriali si rivelano completamente inutili. E questa incapacità si è rilevata drammaticamente durante il disastro nucleare della centrale di Chernobyl, quando la nube radioattiva si è presentata ovunque per l'Europa incolore, insapore, inodore, senza segnali di preavviso. Ed a noi non restava che affidarci alle contraddittorie notizie che ci provenivano dai controllati laboratori di analisi. Ma tutto questo non è che l'effetto della perdita della nostra capacità culturale di accettare il senso del limite della nostra esistenza, che ha separato la mente dal corpo, la scienza dal controllo legato all'uso quotidiano.

I programmi delle Università verdi ripropongono una dimensione culturale che pone fortemente in crisi, evidenziandone i limiti, la concezione della scienza attuale. Una scienza positiva, meccanicista e riduzionista che si è affermata unitamente all'aumento del degrado ambientale, all'estinzione degli animali, alla minaccia nucleare, alla diffusione di malattie come il cancro che minacciano la sopravvivenza degli uomini e delle donne.

Affermata questa coscienza il pericolo è ora un altro: che l'ecologia venga utilizzata come la moderna scienza esatta, capace di controllare i fenomeni complessi e di regolamentarli.

Nulla di più falso: frequentando i corsi la sapienza sistemica ci ha insegnato ad apprezzare la delicatezza dei meccanismi naturali e la brutalità del modello di sviluppo industrialista con la sua capacità di interferire negativamente sull'ambiente.

Ma ciò che è risultato più chiaro è che di questi effetti conosciamo alcuni sintomi macroscopici, mentre sconosciuti sono gli effetti a lunga scadenza ed i sinergismi che si creano.

In questa situazione di incertezza e di ignoranza chi può ostentare con sicurezza limiti di ammissibilità e di tolleranza accettabili? Unitamente al concetto di limite del pianeta deve radicarsi l'idea del limite delle nostre possibilità di conoscenza.

Questa coscienza non ha frustrato le nostre speranze ma le ha seminate in un ambito di possibilità, di comprensione, di fare, di impedire e di proporre. Dove progettare e realizzare le Università Verdi è la dimensione possibile, diretta ed autogestita di vivere la cultura nel proprio ambito locale.

L'esperienza in Italia

La descrizione dell'esperienza Università Verdi in Italia può essere schematicamente suddivisa in tre fasi: nascita, consolidamento, espansione. La nascita coincide nel 1982 con la prima esperienza pioniera di Mestre, il consolidamento con gli anni 83/84 quando si stabilizzano sei Università Verdi (Bologna, Roma, Pescara, Genova, Lugo, Mestre), l'espansione coincide nel 1985/86 con la presenza di 30 realtà locali compresi da Torino a Palermo, da Padova a Foggia, da Livorno a Rimini, da Vicenza a Catania. Per il 1986/87 sono in progetto nuove esperienze che assumeranno sul numero di 45 le Università Verdi in Italia.

Dal punto di vista quantitativo le persone coinvolte nei corsi aumentano progressivamente passando dalle 250 del 1982, alle 1500 del 1983, alle 3.500 del 1984, alle 8.000 persone coinvolte nel 1985/86. Se calcoliamo chi ha frequentato occasionalmente la singola lezione, chi ha utilizzato dispense, bibliografie, materiali, chi ha richiesto consulenze per corsi, visite guidate, calcolando un ricambio del 70% dei corsisti, posso affermare con tranquillità che il numero di chi ha utilizzato i nostri servizi si aggira sulle 15.000 persone.

Se osserviamo da vicino i partecipanti scopriamo che la presenza femminile è identica a quella maschile, l'età è estremamente diversificata, dai giovanissimi ai pensionati, con una leggera concentrazione nelle fasce 21/26/30. Le professioni predominanti sono nell'ordine studenti, insegnanti, tecnici, impiegati, agricoltori, operai; casalinghe e variano notevolmente quando i corsi hanno un carattere più specialistico.

I contenuti

Osservando tutti i programmi realizzati è possibile ricostruire un percorso tipo. All'inizio le Università Verdi propongono corsi sui concetti fondamentali dell'ecologia e le forme più evidenti di inquinamento. Successivamente due sono le strade parallele: da un lato lezioni sugli effetti globali planetari di questo modello dissipativo e distruttivo, dall'altro tematiche mirate e corsi specifici legati alla realtà locale.

Inizialmente i corsi vengono progettati in base ad un approccio sintomatico unito a strumenti di conoscenza e di interpretazione dei fenomeni. Successivamente si tende contemporaneamente ad aumentare la complessità e le interdipendenze dei problemi insieme a corsi di approfondimento monografico legati alle esigenze, alle tematiche scottanti delle realtà locali.

Università Verdi - un legame fra cultura e società - tra corpo e mente, tra comportamenti e conoscenze

Una delle caratteristiche determinanti per l'identità delle Università Verdi è il promuovere e gestire iniziative concrete e locali che si legano direttamente alle conoscenze teoriche.

Università Verde significa questo: la possibilità di unificare ciò che in genere viene distinto dal nostro sistema scolastico istituzionale: la conoscenza con la pratica quotidiana, gli approfondimenti con le capacità manuali, lo studio con l'osservazione diretta.

In questo senso le università verdi hanno promosso iniziative parallele ai corsi ecologici, integrative e specifiche.

1) Nel campo della promozione dell'agricoltura naturale: fra i promotori delle Università Verdi vi sono agricoltori biologici, organizzazione di corsi pratici di agricoltura naturale. Commercio di prodotti coltivati senza l'uso di pesticidi e concimi chimici. Alcuni insegnanti dopo aver frequentato i corsi hanno promosso la realizzazione insieme agli studenti di un orto biologico modello nella propria scuola.

2) Per una alimentazione naturale: corsi pratici, pubblicazioni di ricette, intervento e proposte nelle mense aziendali, scolastiche ed ospedaliere per un menù più salutare e con l'uso di prodotti coltivati naturalmente.

3) Per vivere meglio nella città: gruppi di studio con proposte e realizzazione di piste ciclabili, gestione spazi ed iniziative culturali, rassegne cinematografiche affini alla cultura verde.

4) Per uno studio ed osservazione diretta degli ambienti naturali: realizzazione di visite guidate, visite di studio. Organizzazione corso guide verdi per creare nuove occasioni di turismo ecologico con riconoscimento della piante, degli animali e conoscenze delle origini, formazione e trasformazione del territorio.

5) Promozione della cultura ecologica nel mondo della scuola. Alcuni insegnanti hanno adottato testi di studio consigliati dalla bibliografia delle Università Verdi. Altri hanno rifiutato organizzandosi, la schermografia, praticamente obbligatoria dopo aver appreso ai corsi il danno da radiazioni per la nostra salute: ogni dose di radiazioni è una overdose.

Significativo che nelle librerie della città i testi consigliati ai corsi hanno un notevole incremento delle vendite.

6) Raccolta della carta: si tratta di iniziative in collaborazione con le scuole che mentre educano la sensibilità dei ragazzi hanno il pregio di recuperare subito la carta, contro l'abbattimento di alberi e lo spreco di risorse preziose.

7) Pubblicazione di testi: oltre alla stampa di dispense e bibliografie le Università Verdi svolgono una piccola attività editoriale che valorizza le conoscenze e la ricerca locale: libri verdi sulla bicicletta, su ambienti naturali; zone umide e delta del Po. A settembre uscirà il primo volume sulle lezioni dei corsi ecologici realizzato dalla Università Verde di Palermo.

8) Promozione di convegni: di attualità, di approfondimento, di denuncia, sui parchi, sul traffico, presentazione di testi significativi del pensiero ecologico.

Il rapporto con l'università istituzionale

Non ci siamo mai posti in conflitto o alternativa alla università istituzionale: abbiamo ritenuto più efficace promuovere direttamente i corsi per tutti, autogestirli sui contenuti che disperdere le nostre energie per modificare la sclerotica realtà istituzionale. Certamente anche in questo ambito esistono notevoli spazi per affermare una cultura ecologica ed interdisciplinare ma lo strumento più efficace, confermato dall'esperienza è farsi direttamente promotori, stimolando la richiesta di nuovi contenuti.

Non dimentichiamo poi che molti docenti delle Università Verdi, provengono da una attività di ricerca, di formazione, di insegnamento dentro il mondo della scuola ed universitario, a testimonianza di un rapporto non antagonista e pregiudiziale.

Oggi, affermata l'esperienza delle università verdi sarebbe miope non rispondere positivamente alle richieste, alle aperture che provengono dall'università istituzionale.

A questo proposito voglio esporre due esperienze realizzate in collaborazione e dentro gli spazi universitari in questo ultimo anno.

Nel 1987 a Bologna l'Università Verde ha realizzato dentro la facoltà di agraria un corso sull'agricoltura biologica rivolto agli studenti che ha avuto un notevole successo con oltre 150 partecipanti ed una notevole risonanza sui contenuti proposti che hanno messo in crisi quelli ministeriali. (È stato inoltre adottato come testo il libro Agricoltura Alimentazione, Salute edito dall'università popolare di Romagna, una autoproduzione in campo editoriale.) Dopo questa esperienza già nuove richieste di corsi in collaborazione provengono dalla facoltà di giurisprudenza sui temi della legislazione ambientale.

Sempre nel 1987 a Milano è stato realizzato un laboratorio verde promosso da studenti e docenti all'interno della facoltà di architettura. Sono stati predisposti quattro seminari della durata di tre mesi sui temi filosofici ed epistemologici della sfida della complessità. In particolare sulla scienza (con Gianluca Bocchi), nella politica (con Alessandro Formonti), nella città e territorio (con Alberto Magnaghi). Una esperienza ideata di ricerca comune tra studenti e docenti che il prossimo anno diventerà corso istituzionale.

L'organizzazione

È interessante rilevare che i promotori delle Università Verdi, che hanno inventato, realizzato e diffuso questo progetto fanno riferimento a nuclei svincolati dalle associazioni ambientaliste tradizionali a carattere nazionale. Oggi a quattro anni dalle prime esperienze, molte sono le associazioni che hanno promosso direttamente o spesso insieme corsi ecologici: La Lega Ambiente prevalentemente, Italia Nostra, WWF, Lipu. A cui vanno affiancate le innumerevoli associazioni, centri culturali, gruppi ecologici a dimensione locale. Finanziariamente i corsi sono completamente autogestiti dalle quote minime degli stessi partecipanti.

A questo vanno sommati i patrocinii dei discreti ecclesiastici, utili nella promozione ed irrilevanti nell'aspetto finanziario, modesti finanziamenti pubblicitari per il materiale divulgativo, manifesti e depliant. Inoltre a volte compaiono contributi di regioni, comuni, province, assessorati che si fanno promotori di qualche ciclo di lezioni.

L'idea del costo minimo a corso vincola sia i partecipanti, alla frequenza, alla qualità, sia i promotori nel garantire un servizio adeguato, efficace ed anche efficiente.

Concretamente l'attività delle Università Verdi non si limita ai cicli di lezione ma è integrata dalla produzione di dispense, di

bibliografie, pubblicazione di testi, corsi pratici, visite guidate o di studio, rassegne cinematografiche, convegni di studi e di attualità, presentazione di testi significativi della cultura ecologica.

Nel 1986 la nota associazione internazionale Greenpeace ha scelto le Università Verdi come proprio interlocutore per un ciclo di conferenze allo scopo di saggiare l'eventualità di aprire sedi proprie in Italia.

La federazione delle Università Verdi Italia

Recentemente, nell'aprile 1986, si è costituita la federazione delle Università Verdi - Italia realizzata dall'unione delle diverse esperienze locali. Già da tempo esisteva un coordinamento informale che favoriva uno scambio di idee, materiali, informazioni ed iniziative comuni. La formalizzazione stabile di questa Federazione è nata con il preciso scopo di rendere più efficace la circolazione dei progetti e delle iniziative e favorire la nascita di nuove Università Verdi. E per affrontare in profondità il problema della ricerca, della produzione di materiali inediti, per la creazione di una rete internazionale di studi, avviando una discussione sull'aspetto divulgativo, pedagogico e formativo nell'insegnamento delle tematiche ecologiche.



ÖKOLOGIE - EINE WACHSENDE AUFGABE FÜR DIE SCHULE

Der Begriff »Umwelterziehung« wird noch heute von vielen Politikern und Fachleuten mit dem Begriff »Umweltschutz« vermischt. Dies kommt daher, daß Umwelterziehung als Antwort auf den ökologischen Schock der siebziger Jahre propagiert wurde.

Die international noch heute gültigen konkreten Empfehlungen zur Umwelterziehung (UNESCO-Konferenz in Tbilisi 1977) basieren auf der Erkenntnis zusehends alarmierender Umweltsignale. Das Schweizerische Bundesamt für Umweltschutz hat in seinem 1985 erschienen Bericht »Umwelterziehung — Bedürfnisse und Möglichkeiten« (auf diesen Bericht werde ich später noch einmal zu sprechen kommen) diese Tendenz noch verstärkt. Sie schreiben: »Die anhaltende Belastung der Umwelt, wie sie durch das Waldsterben in geradezu dramatischer Art manifestiert worden ist, läßt eine umfassende Umwelterziehung immer mehr zu einem vordringlichen Anliegen öffentlichen Interesses werden. Gesetzliche Regelungen sind im Bereiche des Umweltschutzes unerlässlich, haben jedoch nur dann Aussicht auf Durchsetzbarkeit, wenn sie von langfristigen Bemühungen im Erziehungs- und Bildungsbereich begleitet werden.«

Es ist richtig, daß Umwelterziehung die Akzeptanz umweltpolitischer Maßnahmen erhöhen kann. Sie ist aber mehr als »nur« die staatsbürgerliche Antwort auf eine unüberschbare ökologische Krise. Sie versucht für kommende Generationen neue umweltethische Normen und Grundlagen aufzuzeigen und die Möglichkeit zu geben, sie auch auszuprobieren.

Umwelterziehung — was heißt das?

Umwelterziehung vermittelt Ideen und Anleitungen, ökologische Mißstände aufzuheben und zu vermeiden. Ich, bzw. wir verstehen Umwelterziehung als fächerübergreifende pädagogische Maßnahme, »natürliche« und »gebaute« Umwelt zu erfahren, als ökologisches System zu begreifen und aus Beobachtungen von Veränderungen Forderungen für umweltgerechtes Handeln abzuleiten.

Umwelterziehung ist projekt- und handlungsorientiert, d.h. Inhalt, Methoden und Planung werden in Form eines Projekts von den Beteiligten gemeinsam diskutiert und festgelegt, die Auswertung ergibt Schlußfolgerungen, die nicht nur theoretische Wertungen, sondern auch praktische Forderungen für Verhaltensänderungen beinhaltet. Umwelterziehung verdeutlicht die Vernetzung zwischen der vom Menschen geschaffenen Umwelt und der natürlichen — sowie die jeweiligen Vernetzungen innerhalb dieser »Umwelten«. Sie zeigt Ursachen und Wirkungen auf, die versteckten »Nebenwirkungen« menschlichen Handelns: Wo und wie sind Kreisläufe durchbrochen, natürliche Wechselbeziehungen gestört worden?

Jeder konkrete vorgeschlagene Maßnahme kann nur ein Anstoß sein, tiefer in den Zusammenhang von Natur, Mensch und Siedlung einzudringen.

Zielgruppen der Umwelterziehung können sehr verschieden sein, Umwelterziehung betrifft eigentlich alle Menschen. Je nach Zielgruppe sind aber Schwerpunkte und Vorgehen sehr unterschiedlich. Z.B. sollte in Schulen mit aktuellen Problemen, die einen direkten Bezug zur Umgebung der Schüler/innen haben, gearbeitet werden. In der Erwachsenenbildung sind aber Probleme nicht mehr sehr gefragt. Hier muß ein Einstieg über positive Themen gesucht werden, um dann später auf die Probleme eingehen zu können. In Berufsschulen, der berufsbegleitenden, obligatorische allgemeinbildenden und berufsspezifischen Ausbildung, wiederum müssen konkret fachspezifische Fragen und Probleme angegangen und auch fachspezifische Lösungen aufgezeigt werden.

Umwelterziehung kann über die verschiedensten Kanäle und Medien verbreitet und gefördert werden. Zum Beispiel in Kursen, über Beratung von Lehrern, über das Zurverfügungstellen von Dokumentationen oder Unterrichtseinheiten, über Animationsarbeit etc.

Dies soll zeigen, daß nicht allgemein gültig festgelegt werden kann, was Umwelterziehung konkret ist, mit welchen Themen sie sich beschäftigt, welches die Schwerpunkte sein sollen. Die konkrete Arbeit in der Umwelterziehung ist sehr vielfältig und genau hier sollen die Beteiligten direkt mitarbeiten können.

Wer macht in der Schweiz Umwelterziehung?

Umwelterziehung läßt sich auf verschiedenen Ebenen machen: Einerseits müssen Konzepte ausgearbeitet und durchgesetzt werden, andererseits muß aber auch in der Praxis die Idee der Umwelterziehung umgesetzt werden. Konzepte sind eigentlich im In- und Ausland genügend vorhanden. Es herrscht kein Mangel an Vorschlägen.

Auch in der Schweiz wurde auf konzeptioneller Ebene schon einiges gemacht. Z.B. hat das Bundesamt für Umweltschutz im schon erwähnten Bericht »Umwelterziehung — Bedürfnisse und Möglichkeiten«, der 1985 erschienen ist, die aktuelle Situation der Umwelterziehung in der Schweiz recht deutlich dargestellt. Leider wurden aber dabei kaum konkrete Forderungen gestellt und noch viel weniger wurde wirklich etwas in die Hand genommen, den unbefriedigenden Zustand zu ändern. Dies aus verschiedenen Gründen. Ein wichtiger ist sicher die föderalistische Struktur des Erziehungswesens in der Schweiz. Das heißt, die Kantone und zum Teil sogar die Gemeinden bestimmen selbst über ihr Schulwesen. Allgemeine Lehrpläne werden z.B. von den Kantonen aufgestellt und nicht generell für die Schweiz. Dies hat zur Folge, daß der Bund keine Kompetenzen hat, irgendwelche Forderungen im Erziehungswesen durchzusetzen. Es bleibt nichts anderes übrig, als Vorschläge zu machen und mehr oder weniger zu hoffen, daß sie von den Kantonen aufgegriffen und durchgeführt werden.

So sind wir noch weit von einem umfassenden Umwelterzie-

lungsprogramm entfernen. Helvetische Bildungspolitik zeichnet sich aus durch Beharrlichkeit, Reformen geschuldet mit Bedacht und punktuell. Die Kantone Bern und Luzern haben Lehrplanrevisionen vorgenommen. Das Thema »Mensch und Umwelt« ist darin wegweisend beschrieben. Zürich und Aargau werden ihr Lehrpläne entsprechend erneuern. Die neukonzipierte Berner Schulwarte ist eine erste staatliche Dokumentationsstelle, die »Umwelterziehung« als gesonderten Bereich führt. Bei den Lehrmitteln hat der Kanton Zürich Pionierarbeit geleistet. Die zu Beginn der 80er Jahre begonnene Reihe »Verkehr als Umweltproblem«, »Konsum als Umweltproblem« wurde allerdings beim 3. Band vom Erziehungsrat, der kantonalen Erziehungsbehörde, gestoppt. Der Entwurf »Nahrung als Umweltproblem« hatte offenbar die politischen Grenzen eines staatlichen Lehrmittelverlages überschritten.

Neben diesen recht harzigen staatlichen Bemühungen gibt es sehr viele Private, die konkret Umwelterziehung betreiben, die Kurse durchführen, in ihren Schulstunden handlungs- und projektorientiert arbeiten und versuchen, die Schüler oder Kursteilnehmer für Umweltfragen und deren Lösungen zu begeistern. Allzu oft sind die Ausführenden jedoch stark auf sich selbst angewiesen, müssen sich die Unterlagen und die Kontakte für ihre Kurse oder Schulstunden selbst erarbeiten und haben einen sehr großen Vorbereitungsaufwand.

Diese Lücke zwischen Konzepten und der praktischen Arbeit versuchen verschiedene private Organisationen aufzufüllen, indem sie diejenigen, die konkret arbeiten, unterstützen und ihnen durch Zurverfügungstellen von Unterrichtsmaterialien, Beratung und Information helfen. Und genau auf dieser Ebene gibt es noch einen sehr großen Mangel. Es sind vor allem die Umweltorganisationen WWF und Schweizerischer Naturschutzbund, die hier tätig sind. Mit der Umwelterziehung haben diese beiden Organisationen um die Mitte der siebziger Jahre systematisch begonnen. Die Stationen auf diesem Weg zur heutigen Situation waren:

1973 Schaffung einer Beratungsstelle für Umwelterziehung durch den WWF

1976 Eröffnung des SZU in Zofingen und Eröffnung des Naturschutzzentrums Aletschwald des SRN auf der Riederalp

1979/80 Eigenständiger Lehrerservice des WWF

1981 Schaffung eines Ressorts »Information und Umwelterziehung« im SBN-Sekretariat in Basel; Eröffnung des Ostschweizer Ökozentrums in Stein; Eröffnung des Informationszentrums Zieglerhaus

1984 Eröffnung des Centre d'information nature in Champ-Pittet bei Yverdon (SBN).

Wenn man die hier tätigen Angestellten, die alle »Umwelterziehung« als zentrale Aufgabe im Pflichtenheft haben, zusammenzählt, so kommt man auf knapp 18 Stellen.

Als Vergleich dazu: In den öffentlichen Verwaltungen von Bund und Kantonen gibt es keine einzige Stelle oder Halbstelle, die dauernd und speziell für Umwelterziehung geschaffen worden ist, und einzig der Bund hilft dem WWF und dem SBN mit kleinen Unterstützungsbeiträgen. Im letzten Jahr unterstützte der Bund die umwelterzieherischen Aktivitäten in der Schweiz mit insgesamt Fr. 330.000, doch allein für WWF und SBN beträgt der finanzielle Aufwand für Löhne, Umwelterziehungs- und Naturschutzzentren, Projekte und Materialien 1,75 Mio Franken jährlich. Deshalb hat sich das SZU nun entschlossen, bei den Kantonen Finanzierungsgesuche zu stellen, mit der Begründung, daß das SZU Aufgaben übernimmt, die eigentlich der Kanton von sich aus machen müßte. Wenn er diese Aufgaben aber nicht selbst wahrnehmen wolle oder könne, so solle er sie wenigstens finanziell unterstützen. Die Antworten der angefragten Kantone stehen im Moment noch aus.

Als positive Beispiele, die zeigen sollen, daß sich jetzt auch einige andere Organisationen oder Verwaltungen aufgemacht und selbst aktiv wurden, sollen der *Kehrichtverwertungsverband des*

Zürcher Oberlandes (KEZO) und das *Schulamt der Stadt Zürich* dienen.

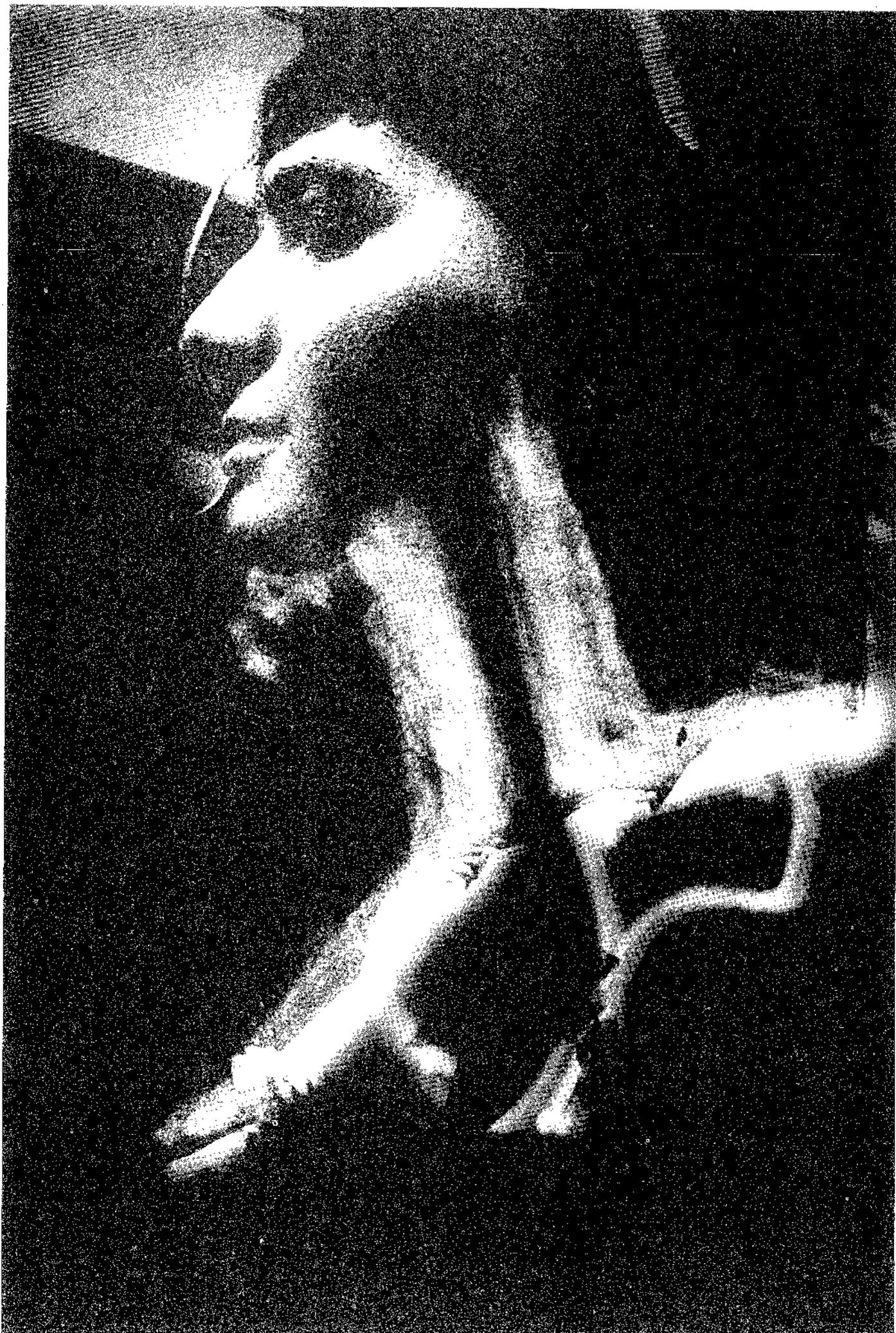
Das Schulamt der Stadt Zürich, das heißt die städtische Schulbehörde, hat sich zum Ziel gesetzt, die Umwelterziehung an den Stadtzürcher Schulen zu unterstützen und zu fördern. Dazu wurde eine 50%-Stelle geschaffen. Die Haupttätigkeiten bestanden u.a. in der Koordination der verschiedensten umwelterzieherischen Aktivitäten in der Stadt, in der Animation in Form von Pilotprojekten (»Holz das Tagpfauenauge zurück«) und in der Erarbeitung von Merkblättern und Unterrichtsmaterialien. Das Ansprechen der Lehrer/innen erfolgt mit einem interessanten System: Die Schulhauswarte der städtischen Schulhäuser holen das Material regelmäßig auf dem Schulamt ab und bringen es in ihre Schulen, wo es an den regelmäßigen Lehrerkonferenzen besprochen und angekündigt wird. Der Erfolg dieser Stelle beruht auf der aktiven Mitarbeit der Lehrer in der Stadt Zürich, wobei auf allzu große Werbung bewußt verzichtet wurde. Stattdessen hofft man eher auf eine Mund-zu-Mund-Propaganda und auf den Multiplikatoren-Effekt, das heißt, das das Beispiel Schule macht und andere, neue Lehrer für die Umwelterziehung interessieren kann. Mit ihren Angeboten erreicht die Stelleninhaberin immerhin eine aktive Teilnahme von ca. 30% der angegangenen Lehrer/innen.

Die KEZO, der Kehrichtverwertungsverband des Zürcher Oberlandes, ist ein Zusammenschluß der Gemeinden der Region, der die Kehrichtentsorgung zur Aufgabe hat. Da der Abfallberg immer weiter wuchs, wurde die Kapazität der Kehrichtverbrennungsanlage zu klein, sie sollte ausgebaut werden. Anstelle eines Ausbaus beschlossen sie jedoch, die Information und Erziehung der Bevölkerung in Bezug auf Abfallvermeidung und besserer Wiederverwertung (Kompostierung) zu fördern. Finanziert wurde diese Umwelterziehung über den sogenannten »Abfall-Franken«, das heißt, jede Person im Einzugsgebiet der KEZO zahlt pro Jahr zusätzlich einen Franken mehr Kehrichtgebühren. Das Hauptinteresse der KEZO richtet sich dabei auf die Schule. Die KEZO hat eigens Lehrer angestellt, die in die Schulen gehen und selbst »Abfall«-Lektionen durchführen. In diesen Schulstunden wird plastisch demonstriert, welche Mengen Kehricht wir jeden Tag produzieren, was gespart oder wiederverwertet werden könnte, was wo zurückgegeben werden kann und viele andere praktische Informationen. Dazu werden auch umfangreiche Unterrichtsunterlagen ausgearbeitet und publiziert. Dadurch hat die KEZO als kurzfristigen Erfolg erreicht, daß es nicht notwendig wurde, die Verbrennungsöfen der Kehrichtverbrennung auszubauen.

Was verlangt die Umwelterziehung von der Schule?

Ich habe am Anfang kurz dargestellt, was wir unter Umwelterziehung verstehen und ich möchte es hier noch einmal kurz wiederholen. Umwelterziehung ist nicht an Themen, Fächern oder bestimmte Zielgruppen gebunden. Jedes Thema kann ein umwelterzieherisches Thema sein. Das wesentliche ist, wie es dargestellt und erarbeitet wird. An einem Symposium zum Thema »Umweltgerechtes Handeln« sagte der St. Galler Volkswirtschaftler Prof. Rolf Dubs: »Umweltgerechtes Handeln bedingt sinnlich erfahrbare Umwelt, Beobachtung von Veränderungen über einen längeren Zeitraum, Vernetzung von Erfahrung und Wissen um ökologische Erkenntniszusammenhänge, konkretes Handeln.«

Was heißt das konkret? Umwelterziehung muß handlungsorientiert, themenzentriert und projektorientiert sein. *Handlungsorientiert* bedeutet, Umwelterziehung soll nicht theoretisch doziert werden, sondern soll es den Beteiligten erlauben, den neuen Inhalt an einem konkreten Beispiel in ihrer aktuellen Umwelt zu lernen, zu verstehen und zu erfahren. In der Umwelterziehung soll nicht im Schulzimmer erklärt werden, wie es draußen ist und was draußen alles passiert, sondern jeder soll



selbst schon, wie es draussen wirklich ist und was passiert. *Themenzentriert* heisst, die Arbeiten und Informationen werden nach Themen gegliedert und bearbeitet und nicht, wie heute normalerweise üblich, nach Fächern. Das bedeutet aber auch, daß fächerübergreifend gearbeitet werden muß. *Projektorientiert* meint, daß der Inhalt, die Methoden und die Ziele von den Beteiligten gemeinsam festgelegt und bearbeitet werden. Auch das im Unterschied zu dem wie es heute normalerweise vor allem in den Schulen gemacht wird. Aber warum werden diese drei Richtlinien für eine sinnvolle Umwelterziehung im Schulalltag nicht umgesetzt? Wir haben während unserer Arbeiten für die Stadt Bern auch Interviews mit Lehrern über ihre Erfahrungen mit Umwelterziehung in der Schule gemacht. Und hier zeigte sich, daß verschiedene Gründe eine wirkungsvolle Umwelterziehung in der Schule behindern. Zum Beispiel der *starre Stundenplan*, der auf 45 Minuten ausgerichtet ist. Hier lassen sich kaum Exkursionen durchführen oder sinnvolle Projektarbeiten während einer Schulstunde machen. Oder der *große Vorbereitungsaufwand*. Beim heutigen Pensum, das ein Lehrer zu erledigen hat, lassen sich größere Projekte nur noch in den Ferien oder dann überhaupt nicht planen und vorbereiten. Da die interessierten Lehrer ja meist auch auf sich alleine gestellt sind und kaum von Erfahrungen und Materialien anderer profitieren können, werden solche Mehrbelastungen nur von sehr engagierten Lehrer/innen auf sich genommen. Im weiteren fehlen häufig auch die *konkreten Handlungsorte*, das heißt, es fehlen Orte, wo die Umwelt-Themen konkret gezeigt und erlebt werden können oder wenn sie vorhanden sind, so fehlen Unterlagen für den Unterricht dazu. Auch das bedeutet, der Lehrer muß sich diese selbst erarbeiten. Die Umwelterziehung in den Schulen zu fördern hieße für die Schulen: flexiblere Stundenpläne, mehr Block- und Projektunterricht, mehr Freilandstationen und Stadtökologiezentren, mehr Zusammenarbeit unter Lehrern und Lehrerinnen verschiedener Fachrichtungen, die Schüler handlungsorientiert zu erziehen.

Welche Möglichkeiten bestehen denn nun, die Umwelterziehung trotz dieser im Moment noch erschwerten Umstände in der Schule zu verbreiten?

Ich möchte hier drei Ansätze vorstellen: nämlich das schon erwähnte Schweizerische Zentrum für Umwelterziehung, kurz SZU, mit dem Lehrerservice, die geplante Animationsstelle für Umwelterziehung im Kanton Bern und das Konzept »zur Förderung der Umwelterziehung in der Stadt Bern, das von unserem Büro ausgearbeitet wurde.

Zuerst zum SZU. Das vom WWF getragene Zentrum hat sich zum Ziel gesetzt, die Umwelterziehung in allen Bereichen der Weiterbildung, sei es für Kleinkinder, Schüler oder Erwachsene, zu fördern und zu unterstützen. Ihr Angebot besteht aus verschiedensten Kursen (»Flechten als Zeiger der Luftverschmutzung«, »Ökologisch Haushalten«, »Den Garten in die Schule aufnehmen«, »Naturgarten und Schulhaus« usw.), Dokumentationen u.a. zu den Themen »Pflanzen in ihren Lebensräumen«, »Nährung/Landwirtschaft«, »Wirtschaft/Energie/Technik«, Beratungen und Aktionen. Für die Kurse hat sich das SZU, laut ihrem Tätigkeitsbericht, folgende Grundsätze gegeben: »Die Kurse sind allen zugänglich und sind deshalb meist von einem gemischten Publikum besucht. Vorausbildung ist nicht notwendig, dagegen wird erhofft, daß die Kursbesucher als »Multiplikatoren« (d.h. indem sie selbst wieder Kurse geben) ihr Wissen später weitergeben. In diesen Kursen geht es nicht nur um Information, sondern mindestens ebenso sehr darum, wie diese Information weitergegeben werden soll. Didaktische Grundsätze und Methoden, die für die Umwelterziehung allgemein zu fördern sind, wurden wenn immer möglich, gleich in die Kurse eingebaut. Kursziele sind aber nicht zuerst Wissens-

vermehrung, sondern vor allem das Entstehen des Mutes und der Fähigkeit, aktiv zu handeln: Durch Weiterermitteln, durch politisches Umsetzen von Umweltschutzanliegen und durch eigenen direkten Umgang mit der Natur. Das SZU hat erkannt, daß es, um die Lehrer zu ködern und für Umwelterziehung zu interessieren, zuerst darum geht, den Lehrern am Anfang Arbeit abzunehmen. Dies wird gemacht durch das Ausarbeiten von Unterrichtsmaterialien, Dias, Folien, Beratung ... Es hat sich gezeigt, daß die Lehrer vor allem einfache, praktische Anleitungen wünschen, die sie im Unterricht direkt einsetzen können, die ihnen aber bei der konkreten Ausarbeitung noch gewisse Freiheiten lassen. Mit einem Rundbrief, der vom Lehrerservice herausgegeben wird, werden in der deutschsprachigen Schweiz ca. 10.000 engagierte Lehrer/innen erreicht. In diesem Rundbrief werden konkrete Erfahrungen mit Themen im Unterricht, neue Unterrichtsmaterialien, Kurse, Aktionen usw. vorgestellt. Daß das Angebot des SZU einem großen Bedürfnis entspricht, zeigt das Interesse, das immer mehr Lehrer diesem Angebot entgegenbringen. Nach Einschätzung des SZU ist es aber im Moment aus finanziellen Gründen nicht möglich, das Zentrum auszubauen. Ihr Ziel wäre es viel mehr, statt eines großen, verschiedene kleinere Umwelterziehungszentren aufzubauen.

Genau hier möchte die *Animationsstelle für Umwelterziehung im Kanton Bern* einhaken. Diese Stelle ist erst in der Konzeptphase, das Grobkonzept liegt im Moment bei der kantonalen Erziehungsdirektion, wo der prinzipielle Entscheid über die v.a. finanzielle Unterstützung gefällt werden muß. Die Animationsstelle hat wie das SZU das Ziel, die Umwelterziehung auf allen Stufen zu fördern. Um dieses Ziel zu erreichen, sind Aktivitäten in den Bereichen Dokumentation, Animation und Realisation geplant.

Unter Dokumentation ist zu verstehen:

- Sammeln und Ermitteln von Unterlagen über Erfahrungen im Rahmen von Studienwochen, Projekten etc.
- Sammeln und Betreuen von Lernorten, z.B. naturnahe Biotope in der Stadt, Pionierstandorte etc.
- Vermitteln von Adressen, Fachkräften, Unterkünften, Auskunftsstellen an Interessierte
- Aufbau einer Mediothek als Ergänzung und zur Vermittlung bestehender Angebote.

Animation heißt:

- Koordination von Arbeiten, Projekten, Arbeitsgruppen z.B. Heckenpflanzungen durch Schulklassen, Aktionstage, Sammlungen etc.
- Anbieten von Kursen für Lehrer, Kursleiter, Schüler, Berufsgruppen (Hauswarte, Wegmacher) und andere Interessierte in Zusammenarbeit mit bestehenden Organisationen.
- Vermittlung von Informationen und Fachkräften zur Unterstützung von ökologischen Projekten.

Und Realisation meint:

- Vermitteln von Freilandfahrten, die Unterrichtsblöcke zu speziellen Themen anbieten können oder bei der Vorbereitung und Durchführung von Studienwochen etc. Hilfe leisten können
- Anbieten von Lernorten, deren Ausbau und Dokumentation
- Ausarbeiten, Bereitstellen und Überarbeiten von Unterrichtsmaterialien und Lehrmitteln. Hier ist v.a. das Adaptieren vorhandener Unterrichtsmittel auf die vorhandenen Lernorte wesentlich.

Eine dritte Möglichkeit, wie Umwelterziehung gefördert werden kann, soll das *Konzept »zur Förderung der Umwelterziehung in der Stadt Bern«* aufzeigen, das wir in unserem Büro ausgearbeitet haben. Der Auftrag lautete, Wege aufzuzeigen, wie die Umwelterziehung in die Schulen getragen werden kann bzw. wie die Lehrer für die Umwelterziehung interessiert werden können. Aus unseren Interviews, die wir mit verschiedenen Lehrern aus verschiedenen Schulstufen und Vertretern von Organisationen,

die in der Umwelterziehung tätig sind, gemacht haben, konnten wir folgende Folgerungen ziehen:

Zur Themenauswahl:

- Umwelterziehungsthemen sind erfolgreich, wenn sie erlebnisorientiert aufgebaut sind, eigenes Beobachten und selbstständiges Arbeiten der Schüler ermöglichen und wenn ein direkter, emotionaler Bezug zur Umwelt -- d.h. Unterricht außerhalb des Schulzimmers -- gegeben ist.
- Es fehlt im allgemeinen nicht an Dokumentationen, eher an deren Zugänglichkeit; z.T. fehlen didaktisch aufbereitete, stufengerechte Unterrichtsunterlagen.

Zur Animation der Lehrer/innen:

- Es besteht auf allen Schulstufen offensichtlich ein Bedürfnis nach Umwelterziehung, hinsichtlich konkreter Vorstellungen ist der gemeinsame Nenner jedoch klein und die individuellen Bedürfnisse sind recht verschieden.
- Gefragt ist Umwelterziehung vor allem dann, wenn gezeigt werden kann, daß das Angebot praxiarelevant ist, wie es in den Lehrplan integriert werden kann und welche Unterrichtshilfen dazu vorhanden sind.
- Für das Ansprechen der Lehrer/innen wird empfohlen, bestehende Kanäle wie z.B. das Schulblatt oder die Lehrerzeitung zu benutzen. Die Lehrer würden schon von viel zuviel Informationen überflutet. Zudem sollen bestehende Strukturen wie z.B. die Lehrerfortbildungskurse mit neuen Inhalten gefüllt werden.

Auf Grund dieser Erkenntnisse haben wir dann folgendes Vorgehen vorgeschlagen: Da das Gelingen der Umwelterziehung mit der Motivierung der Lehrer/innen als Multiplikatoren steht und fällt, muß diesem Punkt besondere Beachtung geschenkt werden. Diese Arbeit wird entscheidend erleichtert, wenn die Bedürfnisse der Lehrer/innen berücksichtigt werden. Eine Arbeitsgruppe engagierter Personen aus diesem Kreis soll deshalb projektbegleitend die konkreten Bedürfnisse abklären und laufend formulieren sowie die didaktische und inhaltliche Stoßrichtung mitbestimmen. Sie soll den Einbezug der Eltern und weiterer interessierter Kreise in Umwelterziehungs-Projekte diskutieren und entsprechende Vorstellungen konkretisieren. Da aus den Interviews klar hervorgeht, daß zum Ansprechen und Motivieren persönliche Kontakte am ehesten Erfolg versprechen, soll dieses Verfahren sowohl bei der Rekrutierung von Mitgliedern der Arbeitsgruppe als auch beim Vorstellen des Projektes unter den Lehrer/innen angewendet werden.

Um die unterschiedlichen Bedürfnisse der verschiedenen Schulstufen zu berücksichtigen, soll die Umwelterziehung z.T. aus den Schulhäusern herausgenommen und an geeigneten Lernorten installiert werden. Dies sind, wie schon erwähnt, Örtlichkeiten mit direktem Bezug zu bestimmten Umweltbereichen, welche einen möglichst anschaulichen Unterricht ermöglichen. Als Lernorte kommen Kehrlichverbrennungsanlagen, Abwasserreinigungsanlagen, Stadtgärtnerei, Tierpark, aber auch die Umgebung von Schulhäusern oder kulturelle und naturwissenschaftliche Institutionen in Frage. Zu den einzelnen Lernorten wird eine einfache Infrastruktur für den Unterricht zur Verfügung gestellt: eine inhaltliche Dokumentation zum betreffenden Thema, spezifische Anlagen für die Stadt Bern, eine Beschreibung

des Lernortes sowie Unterrichtsvorschläge und allfällige Hilfsmittel. In jedem Schulhaus gibt ein Umwelterziehungs-Ordner mit Kurzbeschreibungen Auskunft über die entsprechenden Möglichkeiten.

Zu diesem organisatorischen Vorgehen machten wir strukturelle Vorschläge, um die Umwelterziehung langfristig in der Verwaltung zu verankern. Und zwar ist eine Projektleitung im Auftrag der Stadt verantwortlich für die Planung und Durchführung des Projektes, unterstützt wird sie durch die Arbeitsgruppe der Lehrer/innen auf der einen Seite, aber auch durch eine Arbeitsgruppe bestehend aus Vertretern der Verantwortlichen der ausgewählten Lernorte, zu Beginn vor allem Leute aus der Stadtverwaltung.

Diese drei Beispiele sollen zeigen, welche Möglichkeiten es geben kann, die Lücke zwischen der Ebene der Konzepte und der praktischen Realisierung zu schließen. Es sind zwar 3 verschiedene Ansätze, sie haben jedoch einige wichtige Gemeinsamkeiten. Es sollen v.a. Multiplikatoren angesprochen werden, die Schulen bilden dabei ein Schwergewicht. Zudem geht es allen dreien darum, den Engagierten im Arbeitsalltag zu helfen, ihm Arbeit abzunehmen, ihm den Einstieg in die Umwelterziehung zu erleichtern und ihn auch bei der weiteren Arbeit mit Unterrichtsmaterialien, Kontaktadressen und Beratung zu unterstützen.

Damit komme ich zum Schluß und möchte hier die wesentlichen Punkte noch einmal kurz zusammenfassen:

- Ein wichtiges Problem in der Umwelterziehung ist die große Lücke zwischen der Ebene der Konzepte und der konkreten Arbeit in der Schule, in Kursen etc. Die Praktiker sind häufig auf sich alleine gestellt und scheuen mit der Zeit den relativ großen Arbeitsaufwand, den die Umwelterziehung bringen kann.
- Neben der mangelnden Unterstützung sind es aber auch strukturelle Probleme in den Schulen (starrer Stundenplan, schlechte Zusammenarbeit der Lehrer, Stoffpläne, wenig Handlungsmöglichkeiten in der Nähe der Schulhäuser), die eine wirkungsvolle Umwelterziehung zum Teil verhindern.
- In der Schweiz sind vor allem die privaten Organisationen, allen voran die Umwelterganisationen, in der Umwelterziehung tätig. Da das Bedürfnis nach Umwelterziehung groß ist, sind diese Stellen immer mehr überlastet. Es ist notwendig, daß vermehrt Verwaltungen (Bund, Kanton, Gemeinden) in der Umwelterziehung aktiv werden und helfen, die in der Umwelterziehung tätigen Personen wirkungsvoll zu unterstützen.
- Das Beispiel des Schweizerischen Zentrums für Umwelterziehung, der Animationsstelle für Umwelterziehung und des Konzepts «zur Förderung der Umwelterziehung in der Stadt Bern» sollten zeigen, welche Möglichkeiten es dabei gibt.

Das politische Klima ist zur Zeit in der Schweiz in Bezug auf die Umwelterziehung relativ gut. Es bleibt deshalb zu hoffen, daß es möglich ist, die im Moment unbefriedigende Situation zu verbessern, damit Umwelterziehung nicht nur ein theoretisches Schlagwort bleibt, sondern wirklich auch in die Tat umgesetzt wird.

UMWELTERZIEHUNG EIN VIELSCHICHTIGES DILEMMA

Vorausschicken will ich den Zusammenhang aus dem heraus ich hier Zweifel, Schwierigkeiten und Anhaltspunkte zu nennen versuchen will. Seit ein paar Jahren, systematischer aber seit dem Herbst 1985 kümmert sich der WWF-Bozen darum, daß in Schulen (in Volks- und Mittelschulen) Gastvorträge zu spezifischen Umweltthemen gehalten werden. Schwerpunktthemen waren bisher der Artenschutz, das Müllproblem und die Luftverschmutzung. Die Vorträge werden sowohl in italienischen als auch in deutschen Schulen gehalten, und zwar von Leuten, die nicht als Fachleute zu bezeichnen sind, sondern die sich aus Überzeugung in die Notwendigkeit eines allgemeinen Bewußtseinswandels längere Zeit verleiht, und mit diesen Themen auseinandergesetzt haben. Finanziert wird diese Aktivität vom italienischen und vom deutschen Kulturassessorat. Meine Überlegungen sind zumindest veranlaßt durch die Arbeit, die ich in diesem Rahmen leiste (es sind etwa 20 Vorträge pro Schuljahr), sie beziehen sich also ausschließlich auf den schulischen Bereich, stehen als solche aber dann auch wieder im Licht eines als bindend empfundenen Auftrags, so wirksam, sinnvoll, aber auch vorsichtig als möglich für eine Gesellschaft zu arbeiten, die eine Zukunft zurückgewinnt, für eine Gesellschaft also, die es verträgt, mit Grenzen zu leben.

Umwelterziehung als ein Dilemma zu sehen, ist dafür, daß auf sie ganz frische Hoffnungen gesetzt werden und die mit viel Überzeugung und Hingabe angegangen wird, ein vielleicht etwas enttäuschender Ansatz; weil es aber eine doch ernsthafte Angelegenheit ist, meine ich, wird es gut sein zu sehen, daß es auch hier um einen Balanceakt geht, mit dem vermieden werden muß, daß man damit in der falschen Ecke oder in einer Sackgasse endet.

Als wir in die Schule gingen, da waren es im wesentlichen noch die geschützten Blumen, die beim Maiausflug nicht gepflückt werden durften; daraus ist nun mittlerweile aber für die Kinder heute die Konfrontation mit der Zerstörung ihrer Welt, ihrer Lebensgrundlagen geworden. Wenn nun aber schon für den Erwachsenen das Waldsterben eine Realität ist, die sein Fassungsvermögen übersteigt und die somit tendenziell gar nicht als wirklich empfunden wird, dann werden auch die Kinder dazu neigen, sich vor einer sie bedrohenden Realität durch Formen des Nicht-Anerkennens zu schützen. Hat ein Erwachsener noch die Möglichkeit mit seinem Verhalten irgendwie seinem Bewußtsein von der fortschreitenden Zerstörung zu entsprechen, und kann er dabei zumindest das Gefühl haben, nicht oder in einem geringeren Ausmaß an ihr mitverantwortlich zu sein, so liegt es völlig außerhalb des Einflussesbereiches des Kindes, sein Bewußtsein mit richtigem Handeln zu entschärfen.

Konfrontiert ist es mit einem Geschehen, für das es sich nicht verantwortlich weiß und gegenüber dem es machtlos ist. Die sich wiederholende Rede davon, wie es sein sollte, kombiniert mit der alltäglichen Erfahrung, daß es so nicht ist und offensichtlich nicht sein kann, ist bestens dazu geeignet, Ohnmacht und Resignation zu erzeugen, wenngleich vielleicht auch schon nur der Eindruck, daß der Mensch in der Schule, der sie mit diesem Dilemma konfrontiert, selbst in einer ähnlichen Situation ist und dennoch überzeugt für eine Veränderung arbeitet, so viel Kraft und Widerstand vermitteln kann, daß diese Erfahrung zumindest nicht die allein bestimmende bleibt.

Der Rückzug aus diesem Dilemma aber kann viele Gesichter haben: am naheliegendsten ist es, die ganze Problematik gleichrangig mit dem übrigen Lernstoff zu vermitteln und ihr auf diese Weise auf der Ebene des Vermittelbaren und der Irrealität des bloß Wißbaren zu begegnen, sie also mit etwas abstrakt Gewußtem zu archivieren und nicht zu ihrer realen Erfahrbarkeit vorzustoßen. Auch das ausschließlich spielerische Aufnehmen und Darstellen dessen, was uns in unserer Lebensweise immer mehr bedrängt, indem es gemalt, gezeichnet, gedichtet oder bastelnd verarbeitet wird, hält die tatsächlich lebensbedrohende Realität so weit auf Distanz, daß ein relativ sorgloser Umgang mit ihren Begriffen (wie selbstverständlich und leicht geht uns schon der Begriff Waldsterben von der Zunge) es zuläßt, sie uns schwer abzutun. Das Dilemma, auf der einen Seite vielleicht ein Gefühl des Ausgeliefertseins zu verursachen, auf der anderen aber vielleicht die Realität der Zerstörung zu entschärfen dadurch, daß sie einfach in das schulisch zu Behandelnde gereiht wird, ist umso größer, je weniger im Elternhaus Sinn herrscht für die Problematik --- dann droht Umwelterziehung auch zum Unruhefakt in der Familie zu werden oder umso mehr die ganze Umweltproblematik anheimgelassen zu werden der Belanglosigkeit von so vielem, das die Schule mittlerweile zu vermitteln gezwungen ist.

Konfrontiert ist also die Schule in der ganzen Angelegenheit mit sich selbst, und ihr Dilemma ist vielleicht, daß mit der Umweltproblematik ganz massiv eine Realität in sie hereinkommt, die einen ganz anderen Wirklichkeitsgrad hat als die meisten anderen Dinge, die in der Schule behandelt werden. Da es aber absolut nicht der Sache entspricht, daß sie als eine Art Sonderfach, genausowenig aber als Fach unter Fächern abgehandelt wird, ist diese neue Situation eine Herausforderung an die Schule, ihre Funktion insgesamt zu überdenken. Denn wenn Umwelterziehung im weitesten Sinn sinnvoll sein soll, dann muß sie in Form eines neuen Verhältnisses des Menschen zur Umwelt, zum Mitmenschen und zu sich selbst im ganzen Spektrum dessen, was

die Erwachsenengesellschaft ihren nachfolgenden Generationen weiterzugeben hat, präsent sein und darüber wachen, was da weiterzugeben ist. Hat die Schule überhaupt in relevanter Weise Einfluß auf gesellschaftliche Entwicklungen, dann war und ist sie wohl auch nicht unbeteiligt an jener, die von den jetzt sichtbar werdenden Zerstörungen begleitet wird, die in sich selber zerstörerisch ist, begleitet war und ist sie auch daran, wenn sie lediglich zu schwach war und ist, andere Elemente einzubringen. Etwaige solche Schwäche zu überwinden und damit gleichzeitig auch Mechanismen zu brechen, die in ihr dazu geraten, die Intentionen, Mittel und Zwecke der herrschenden und mächtigen Entwicklung zu reproduzieren, wäre möglich, wenn sie sich öffnen würde. Sich-Öffnen könnte in diesem Fall bedeuten, die nächste, umliegende Realität zu erforschen, die Selbstverständlichkeiten, von denen sie geschützt wird, abzubauen, das Falsche an ihr aufzuzeigen, letztlich und vor allem aber dann zu sagen, wie es sein könnte und mit Hilfe von außen auch die Schritte einer durchzuführenden Veränderung gehen. Das kann zum Beispiel der Lebensraum Schule selber sein, das kann die Straße vor der Schule sein, das kann die Umweltsituation eines ganzen Stadtviertels sein. Folgerichtig wäre ein Weg bis hinein in die politischen Instanzen zu gehen. Umwelterziehung wäre so auch politische Bildung. Das Dilemma wäre aufgehoben in einer Tätigkeit, die sich als ökologisch sinnvolle Änderung von Gegebenheiten durchführen läßt.

Das ist sozusagen die handfeste Seite der Anmeldung des Anspruchs auf lebbarere Verhältnisse, einer Schule, die sich um die Belange ihrer Schüler kümmert, indem sie sich um deren Lebenswelt kümmert. Die andere Seite ist schwieriger, denn sie wäre das Fundament einer Veränderung der Verhältnisse durch ein Verhalten, das Rücksichten, Grenzen, Anforderungen an sich selbst kennt. Eine ebenso alte und hohe wie vernachlässigte Aufgabe der Schule ist es, Raum zu sein für einen zur Selbstständigkeit mit Selbstverantwortung und Selbstsicherheit heranwachsenden Menschen. Er ist die Basis für eine Gesellschaft, die sich nicht mehr damit weiterschleppt, daß sie ständig wachsenden und wechselnden Bedürfnissen nachläuft, die ebensoviel Fluchtwege sind aus den zermürbenden Verhältnissen, die sie sich damit schafft.

Es geht also um eine Schule, die lernen hilft, nein zu sagen, öffentlich und laut nein zu sagen zu dem, was uns, unsere Welt und die unserer Nachkommen zerstört. In ihr sollen Menschen wachsen können, die die Kraft, die Sicherheit haben, sich zu verweigern, die nicht den Angeboten des Marktes anheimfallen, die den Mut haben, sich anders zu verhalten, wenn die Regel zwar das schädliche und rücksichtslose, aber eben auch das selbstverständliche Verhalten ist.

Damit sind wir wahrscheinlich beim Kernproblem einer Umwelterziehung in der Schule angelangt, die sich letztlich nicht wieder in die Beschaffung neuer Märkte ummünzen läßt: die Frage ist, wie weit sich die Schule aus herrschenden Tendenzen, aus der Verfolgung herrschender Intentionen und Zwecke herausnehmen kann, um andere Zwecke weiterzugeben.

Die Gesellschaft bildet ihre Kinder nach ihren Zwecken und tut dies immer mehr, je mehr ihr Gefüge von formalen, im wesentlichen von Rechtssystemen bestimmt ist. In ihnen bleibt der einzelne reduziert auf eng begrenzte Funktionen. Je mehr das der Fall ist, desto mehr verfällt das System einer nicht aufzuhaltenden Eigendynamik, die bis in den letzten Winkel sich fortzusetzen tendiert. Sie setzt sich auch in der Schule fort, und daß diese nicht verschont bleibt, zeigt die Entwicklung z.B. in der BRD. Wenn Umwelterziehung letztlich nicht ähnlich einem verkürzten Begriff von Umweltschutz, sich darauf reduzieren soll, Menschen zuzubereiten auf ein in der Flucht nach vorne sich immer weiter zentral versorgendes und entsorgendes System, dann muß es ihr viel umfassender um einen Menschen gehen, der aus Vernunft sich Grenzen setzen kann und das Selbstbewußtsein hat für einen Schritt zurück in eine einfache, selbstbestimmte und selbstverantwortliche Lebensweise.

Biographien

BERTRAND STERN, Bielefeld/BRD, Philosoph und kritischer Beobachter der »Grünen«.

ANNA DONATI, Lugo di Romagna/I, Segretaria della Federazione della UNIVERSITÀ VERDI e deputata del gruppo parlamentare verde.

ULRI HALDIMANN, Bern/CH, Büro 84 — Arbeitsgemeinschaft angewandte Ökologie, Bern.

STEFAN LAUSCH, Bozen/I, Vertreter des WWF-Bozen und Mitglied der Arbeitsgemeinschaft für Verkehrsverminderung, Bozen.

VISIONE TENEBROSA

Fotos von PAOLO QUARTANA

Paolo Quartana, laureato in architettura, è nato nel 1958 a Bolzano, dove risiede. Nel 1980 ha frequentato i corsi di fotografia presso la «Sommerakademie für Bildende Kunst» di Salisburgo. Impegnatosi nella ricerca fotografica con approccio puramente artistico, ha partecipato, in questi ultimi anni, a numerose esposizioni, collettive e personali, in Italia e all'estero.

«Le opere di Quartana non hanno nulla a che vedere con la documentazione fotografica della realtà: questa non è altro che lo spunto dal quale ricavare una visione immaginaria in cui solo l'atteggiamento resta fondamentale.» (A. Gallo su 'Artis' 1985)

«Il termine 'visione' ritengo sia essenziale per citare la struttura dell'intera mia produzione fotografica. Direi, con schiettezza, che negli ultimi miei lavori dedicati alla mitologia vedo sempre più chiara e distinta la definizione di 'fotografia visionaria.' (Paolo Quartana, 1985)

KOMMENTAR

JÖRG HAIDER - EIN ALS ABSTAUBER

Bis zum 14. September 1986 war die FPÖ eine Partei mit recht heterogenem ideologischem Profil. Die Basis war mehrheitlich deutschnational, die Führung mehrheitlich liberal. In der Wählergunst lag die Partei irgendwo zwischen ein und zwei Prozent, jedenfalls bereits jenseits der Grenze statistischer Prognosemöglichkeit.

Dann kam Jörg Haider. Nicht plötzlich, sondern langsam, aber zielstrebig. Haider kommt zwar aus dem rechten Eck der Politik, schaffte es aber vor allem in seiner Zeit als Parlamentsabgeordneter, die komplizierte Gratwanderung zwischen sozialpolitischer Fortschrittlichkeit und deutschnationalem Reflex zu meistern.^{*)} Letzterer wirft überhaupt mitunter ein ungewolltes Schlaglicht auf die ideologische Heimat auch liberaler Exponenten der Partei: Für Friedhelm Frischenschlager, damals Verteidigungsminister, war es eine — fast unbewußte — Selbstverständlichkeit, den entlassenen Kriegsverbrecher Walter Reder persönlich und mit Handschlag zu begrüßen. Bei ihm allerdings gerieten »Kinderstube« und politisches Kalkül bereits in Widerspruch, denn er entschuldigte sich öffentlich für diesen Fehler. Dies trug ihm massive Kritik Jörg Haiders ein, denn der hatte inzwischen die politische Bühne gewechselt und war nach Kärnten gegangen. Dort zum Parteiobmann gewählt, machte er sich zum Sprachrohr der zu sehr liberalen und zu wenig nationalen Wiener Parteiführung. (In Kärnten »Deutschkärntner« zu sein, ist die Basis jedes politischen Erfolgs. Dies gilt übrigens auch für die beiden Großparteien; während aber SPÖ und ÖVP ihre antislowenische Haltung im Land lassen, ist die Parteibasis der FPÖ österreichweit »deutschkärntnerisch«.)

Mit Aktionen wie der Kritik an Frischenschlager imponierte Haider innerparteilich. Er traf genau den Punkt, wo die alte Stammwählerschaft sich angesprochen fühlt. Mit diesem Rezept hatte Haider Erfolg. Am Innsbrucker Bundespartitag im September 1986 versagten die Delegierten Steger (wer kenn ihn heute noch) die Gefolgschaft. Haider siegte.

War die ländliche Parteibasis bis dahin vor allem ein verschlafener Haufen von Biertischrauzern gewesen, der, in der Gegenwart lebend, von der Vergangenheit schwärmte und keine Zu-

kunft zu haben schien, so änderte sich jetzt alles schlagartig. Die vom neuen Parteiobmann ausgegebenen Losungen waren genau in jener Diktion, die beim Parteivolk ankamen: »Parteien vor sich hertreiben«, »nicht mehr aufzuhalten« usw. Wenn dann gleich anschließend die Köpfe rollten, zum Teil auch die von nationalen Exponenten (Alexander Götz — Haiders Freund und Gönner; Friedrich Peter — Haiders politischer Ziehvater), dann war das auch recht, denn die Reihen müssen geschlossen werden. Wer bis dahin noch liberal gewesen war (Bauer, Frischenschlager, überhaupt der gesamte sogenannte Atterseekreis), lief aus dem Stand zu Haider über; alle Versuche, des geschäftigen Vorgängers zur Rettung des liberalen Flügels scheiterten kläglich.

Die Stammwählerschaft kehrt zurück

Haiders Naheverhältnis zum Rechtsextremismus ist unschwer nachzuweisen. Und er weiß auch damit umzugehen und seine Elemente mit blauäugigem Augenaufschlag wieder salonfähig zu machen. Es entstehen ihm keine großen Probleme, wenn er alle, die gegen den Nationalsozialismus Widerstand geleistet hatten, zu Vaterlandsverrätern und Verbrechern erklärt. Umgekehrt läßt er sich auch schon mal zum Zugeständnis herab, der Genozid an den Juden sei (»wenn Sie so wollen«) Massenmord gewesen (profil, 18.2.1985).

Solche Bemerkungen haben etwas Augenzwinkerndes an sich. Die Stammwählerschaft wird ihm verzeihen, weiß sie doch, daß es taktische Gründe gibt, die das rechtfertigen (warum sollte die Judenvernichtung kein Massenmord — und nicht trotzdem richtig gewesen sein!). Denn der Jörg traut sich nicht nur was, man traut ihm auch; er wird die Sache bei Gelegenheit schon wieder zurechtrücken. Schließlich mußte eine ganze Generation damit leben, daß die Wahrheit über den NS-Staat nicht immer gesagt werden durfte. (Haben Sie schon einmal mit einem alten Nazi über Juden geredet? Er wird sich — je nach argumentativem Geschick — winden, nur im Kern wird er sich nicht ändern.)

Günther Pallaver

»Ihr Deutsche, gebt uns Brüdern Raum / Da wir nach Norden schreiten.«¹

Thesen zur Soziogenese deutschnationalen Gedankengutes in Südtirol und der Mai 1938²

Der hier vorliegende Text ist eine leicht gekürzte Fassung des gleichnamigen Beitrags Günther Pallavers, der im Buch »Tirol und der Anschluß«, herausgegeben von Thomas Aldrich, Klaus Eisterer und Rolf Steininger in der Reihe Forschungen zur Zeitgeschichte der Universität Innsbruck, erscheinen wird. Wir danken Dr. Pallaver für die freundliche Genehmigung des Vorabdruckes.

1. Wer über den Faschismus spricht, darf über den Nationalsozialismus nicht schweigen.

»Gewaltsame Ausrottung des Judentums in Südtirol: Das war die faschistische Devise. (...) Die Geschichte Südtirols in der Ära des Faschismus ist deswegen die Geschichte eines Volkes, das unter dem Joch einer totalitären Staatsgewalt in den Ketten einer zwanzigjährigen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Unterdrückung und Verfolgung schmachtete. Die Geschichte aber auch eines Volkes, das durch den Widerstand gegen den faschistischen Ernationalisierungsterror im trauen Bekenntnis zum angestammten Volkstum die Ideale der Freiheit verteidigt hat.«³

Diese offizielle historisch-politische Einschätzung der Südtiroler Zwischenkriegszeit zeichnet auch heute noch ganz ein »Land im Feind«, das gegen seinen Willen vom Vaterland Österreich abgetrennt und nach dem Ersten Weltkrieg einem Staat einverleibt wurde, der damals und zum Teil auch heute noch als klassischer »Erbfeind« gilt und gilt.

Als der Südtiroler Invidentismus als zu Beginn der 30er Jahre auf die Befestigung der Brennergrenze und nicht auf den Sturz des faschistischen Regimes in Italien ausgerichtet war, auf den Anschluß an Österreich bzw. an ein »künftiges Großdeutsches Reich, das aus Diasporadeutschen umfassen sollte,«⁴ war diese politische Zielsetzung nach durchaus legitim. Als aber im Deutschen Reich der Nationalsozialismus und in Österreich der Austrofaschismus an die Macht gekommen waren, offenbarte sich in aller Deutlichkeit der rein national definierte Antifaschismus der Südtiroler. Unter solchen Prämissen würde es natürlich zum grotesken Paradoxon kommen, daß die ehemaligen »legalen Nationalsozialisten Südtirols die konsequentesten Verteidiger der Freiheit gewesen wären, zumal im »Bekenntnis zum angestammten Volkstum« besonders eindeutig war. Dieser rein national definierte Antifaschismus ließ letztlich die Übersteigerung des Bekenntnisses um die eigene Identität in einen nationalfaschistischen Antifaschismus münden, »dessen 'Perfektionierung' zu einem 'nationalsozialistischen Antifaschismus' nur einen kleinen Schritt bedeuten.«⁵

Denk man wendete sich gegen die Italianisierungspolitik in Südtirol nicht, weil Italien faschistisch, sondern weil diese Politik gegen das Deutschtum gerichtet war.

Es gibt in Südtirol noch wie vor ein Trauma, ein persönlich-individuelles und ein kollektives: die Option des Jahres 1939.⁶ Bei der Untersuchung der Gründe, die zur Option geführt haben, werden die Südtiroler vielfach als Opfer der faschistischen und nationalsozialistischen Gewaltpolitik hingestellt, die der Achsenpolitik Mussolinis und Hitlers im Wege standen und deshalb als Hindernis beseitigt werden mußten. Schließlich die »Südtiroler Frage« zu einer »Frage des europäischen Gewissens« emporgehoben wurde, wird eine »Völkchen-Not«-Ideologie reproduziert, die die eigene Opferrolle als einen zentralen politischen Faktor seit ihrer in der politischen Auseinandersetzung eingesetzt hat. Unter dieser Aspekt ist Südtirol vielleicht das »österreichische« Land, Österreich hat sich 1945 als erstes Opfer nationalsozialistischer Gewaltpolitik präsentiert. Diese Opfertheorie hat Südtirol schon zwanzig Jahre vor dem Untergang Österreichs vorweggenommen. Nach eigener Darstellung wurde Südtirol bereits 1918 ein Opfer der Weltmächte, der Freimaurer und jüdischer Weltverschwörer. Die ganze weiße Welt hatte Südtirol verachtet und im Stich gelassen. Opfertheorie und Dolchstoßlegende nahmen 1918 ihren Ausgangspunkt.

Österreich präsentierte sich 1945 als Opfer, weil es im nachhinein befreit werden mußte. Südtirol präsentierte sich 1945 als Opfer, weil es im nachhinein befreit werden mußte.

1918, 1939, 1945: Immer waren die Südtiroler laut offizieller Geschichtsschreibung Opfer. Sie erlitten die Geschichte, die auf ihrem Rücken ausgetragen worden war, deren Lauf sie nicht bestimmen konnten.

Opfer ist allerdings nicht gleich Opfer. 1918 und 1945 waren die Südtiroler nach eigener Darstellung »Objekt« der Geschichte, zu klein und zu schwach, um das Rad der Geschichte zu ihrem Gunsten herumzurotten. 1939 waren sie allerdings »Subjekt« der Geschichte, wobei sehr viele Südtiroler ganz bewußt in jenem Augenblick ein Opfer brachten, als die Parole »heim ins Reich« ausgesprochen wurde.

Der qualitative Unterschied zwischen der Opferrolle von 1918 und 1939 wurde eragüßig an jenem 7. Mai 1938 konstatiert, als Hitler in Rom parzellieren zu Mussolini gewohnt sprach: »Belehrt durch die Erfahrung zweier Jahrzehnte, wollen wir beide, die wir nun unteilbare Nachbarn geworden sind, eine natürliche Grenze anerkennen, die die Vorsehung und die Geschichte für unsere beiden Völker ersichtlich gezogen hat. (...) Es ist mein unerschütterlicher Wille und mein Vermächtnis an das deutsche Volk, daß es deshalb die von Natur zwischen uns aufgerichtete Abengrenze für immer als eine unantastbare ansieht.«

Hitler hatte zwar von allem Anfang an und lange vor der nationalsozialistischen Machtergreifung nie im Hirtl daraus gemacht, daß er das faschistische Italien als seinen »natürlichen Verbündeten« beim Aufbau des »Dritten Reiches« ansah und er dabei nicht auf die 250.000 Südtiroler Rücksicht nehmen werden. Bis zu jenem Mai 1938 hatten die allermeisten Südtiroler diese politische Haltung aber immer als eine außenpolitische Taktik des Führers betrachtet. Nun aber konnte an der Eindeutigkeit von Hitlers »Vermächtnis« nicht mehr gezweifelt werden. Die lähmende Kunde von Hitlers Ansprache hielt allerdings nicht lange,⁷ denn was der Führer befehlt, dem muß die Folge geleistet werden. Für die Größe, Stärke, Einzigartigkeit des Deutschen Reiches mußte man Opfer bringen: Opfer als positiver Beitrag für die großdeutsche und nationalsozialistische Idee, Opfer im Dienste der großen und übergeordneten deutschen Volksgemeinschaft. Die Theorie der Umsiedlung entwickelte sich seit jenem Mai 1938 allmählich und unaufhaltsam zur Praxis, die Vorschläge für eine großdeutsche Lösung des Südtirolproblems, die in der Ostkonferenz des Jahres 1939 mündeten, verdichteten sich zusehends.

II. 1918 brach für Südtirol eine Wertordnung zusammen, die durch alte Vorurteile gegen den 'Erbeind' kompensiert wurde

Als der November 1918 hereinbrach, lief für die Südtiroler ein wohlgenagtes Weltbild zusammen, das »sich in den Begriffen 'Gott-Kaiser-Vaterland' symbolisierte und (das) man für unerschütterlich gehalten hatte. Es war nicht nur die innerösterreichische Nationalitätenproblematik, sondern der hundertjährige österreichisch-italienische Erbfeindschaftskomplex, der nunmehr auf politischer und psychologischer Ebene zum Tragen gelangte.«⁸ Jenes Feindbild, das mit Beginn der ersten Tiroler Identitätskrise im Jahre 1848 über fast ein Jahrhundert kultiviert wurde, das auf so vielen Postkarten von der Front in die Stadt und vom Hinterland an die Front verschickt worden war, dieses Feindbild war jetzt Fleisch geworden. Es war nicht nur der nationale Statusverlust, den die Südtiroler als Teil der innerhalb der Monarchie dominanten deutschen Bevölkerung traf, sondern es war der Zusammenbruch einer Wertordnung. Neben den psychologischen Faktoren kam die politische hinzu. Es war nicht so sehr die unmittelbare, physische Begegnung mit den Italienern, die man schon zu Zeiten der Monarchie kannte, wonngleich viele Priester mit den italienischen Soldaten auf die karolinische Sprache zurückgriffen. Im täglichen Leben konnte die hungerrnde Bevölkerung den freigelegten »Alpink« gleich etwas Sympathisches abgewinnen.⁹

Den politischen Faktor der Besetzung verifizierten die Südtiroler aber erst so richtig mit der »traumatischen Begegnung (...) mit dem italienischen Staat, mit seinem Zentralismus und seiner 'nomadischen Bürokratie' (Caffareo) und danach das Eindringen des italienischen Kolonialismus in den heutigen Südtiroler Raum« nach der faschistischen Machtergreifung.¹⁰

Doch der Schock von einer dominanten Mehrheit zu einer dominierten Minderheit »herabgesunken zu sein, wurde durch das Festhalten an den alten Erbfeindschafts-Vorurteilen kompensiert. Für die Tiroler wurde die Welt, insbesondere nach der Angliederung an Italien, von Freimaurern, Liberalen, Bolschewiken und Juden beherrscht. Man fühlte sich von der Welt verraten und von Feinden umzingelt. Schon 1918 wurde auf diese Art die Südtiroler Dolchstoßlegende kreiert. Der Rechtfertigungsschriften, den Appellen an das »Wolgewissen«, der

Berufung auf das Naturrecht, aus der Argumentation gegen die Abtrennung Südtirols von Österreich kann ein immer wiederkehrendes Argumentationsmuster entnommen werden, das den »Draußen Krieger« und die eigene Zukunft wie folgt einschätzte: Italien wurde noch wie vor als Judas und Verräter des Draußen der Wahrheit. Während man beispielsweise eigene präventive Angriffe gegen Italien unter den Teppich kehrte, man betrachtete sich als moralisch, kulturell, politisch und militärisch überlegen und als »im Felde unbesiegt«. Die eigene Vergangenheit wurde völlig unkritisch, ja nazifiziert und selbstlegitimierend interpretiert, indem die Tiroler seit jenseit als friedliebendes Volk dargestellt wurden, das im Bewußtsein des Freiheitskampfes andere Völker nie unterdrückt hatte, das Unrecht war immer von den anderen Nationen ausgegangen. Zugleich wurden diese anderen, nicht-deutschen Nationen beschuldigt, an der Niederlage die Schuld zu tragen. Die eigene Geschichte wurde überdies in einem deutschnationalen und großdeutschen Sinn mit Rückgriff auf die 1848er Ideologie interpretiert, wodurch jede Verbindung mit der alljährlich nachschauer Tradition von vornherein ausgeschlossen wurde.

Diese künstlich aufrechterhaltene geistig-kulturelle Überlegenheit gegenüber dem Erbfeind Italien führte dazu, daß ernsthaftige Überlegungen, einen antifaschistischen Kampf gegen das Regime Mussolinis zu führen, erst gar nicht aufkamen. Die mangelnde Differenzierung zwischen einem liberal-demokratischen und faschistischen Italien ging zum Teil auf die bewußte Verweigerung einer kritischen Eigenreflexion zurück. Der Spruch auf dem in Bozen 1928 errichteten und eingeweihten Siegesdenkmal: *Hinc ceteros excolimus lingua legitus citibus*, wonach Italien den Südtirolern Sprache, Kultur und Gesetze gebracht habe, traf die Südtiroler schon deshalb mehr als das Rhizinosöl, das ihnen von den Faschisten eingefloßt wurde, oder die Entfernung der Amtsbürgermeister und das Verbot deutscher Aufschriften an den Grabsteinen, weil die faschistische Machthaber die zentralen Werturteile über Italien damit genau umgekehrt hatten.

III. Die 'negative Nationsbildung' bildete den Ausgangspunkt für den Tiroler Deutschnationalismus

Der deutschnationale Gedankengut und pangermanische Ideologie fanden in jenen Gebieten der österreichischen Monarchie einen fruchtbaren Boden, wo die nationalen Auseinandersetzungen an der Tagesordnung standen, nämlich in den Randgebieten Galizien, so etwa in Böhmen, Mähren, Kärnten und Tirol. Diese »deutschen Freiendilettanten« mit vor allem antislawischer Stoßrichtung, die in allen »nicht-deutschen Nationen 'vaterlandslose Gesellen' sahen, übernahmen die besondere Aufgabe 'kolonialer Funktionäre' des kontinentalen Imperialismus. Diese Politik war gegen die soziale, politische und kulturelle Emanzipation der anderen, nicht-deutschen, geschichtslosen Nationen gerichtet.

Der deutschnationale Kampf zwecks Aufrechterhaltung nationaler und sozialer Privilegien wurde durch die magische Anziehungskraft des Deutschen Kaiserreichs noch verstärkt, denn sich ein Teil Österreichs politisch immer mehr anlehnte,¹¹ im Zuge nationaler Deklassierungsgänge fand man im großen deutschen Bruder eine effiziente ideologische Stütze.

Die »Zitadelle des Neabsolutismus« erlitt im Revolutionsjahr 1848 ihre erste nationale Krise. Das »Tirolbewußtsein« erlitt in den Diskussionen in der Frankfurter Paulskirche und in Kreisler erste Erschütterungen. Die Forderung der Tiroler nach einer eigenen Autonomie bis hin zur Abtrennung des südlichen Landesteiles führte zu einer Identitätskrise und legte den Grundstein für den zu wachern beginnenden Deutschnationalismus.¹²

Seit 1848 orientierte sich das Tirolbewußtsein nicht mehr am Österreich, sondern am Deutschland. Bei den Verhandlungen in der Frankfurter Nationalversammlung betonten die Tiroler Abgeordneten die militärische Bedeutung ihres Landes nicht etwa für Österreich, sondern für Deutschland.

Die Verweigerung einer Autonomie für das Territorium besonders

unter den Nationalberatern, später auch unter den Christlich-sozialen immer mehr Befürworter. Die nationale Radikalisierung der Konservativen schloß die nationalistische Einheitsfront. So war final Jonas Kronland, von dem die Idee der »nationalen Schutzvereine« ausging. Die erste Gründung erfolgte auf Initiative des katholischen Priesters, des Kurators Franz Xaver Millterer.¹³ Von einer defensiven Funktion gingen diese Schutzvereine aber sehr bald zu einer offensiven Assimilationspolitik über, die mit Mitteln der Schulpolitik eine Germanisierung des Trentino durchzuführen trachteten.

In der deutschnationalen Falange befanden sich neben den deutschen Schutzvereinen vor allem eine Reihe von Organisationen, die als Folge des liberalen Verfassungsstaates von 1867 entstanden waren. Dazu gehörten vor allem die Turnerbünde, die studentischen Burschenschaften und der Deutsche und Österreichische Alpenverein.¹⁴ Deutschnationalistische Burschenschaften zeichneten sich etwa bei den Tumulten aus, die sich 1904 bei der Eröffnung der italienischen Rechtsakademie in Innsbruck zugetragen hatte, als diese zu Kienholz geschlagen wurde und ein Student bei den Ausschreitungen sein Leben verlor.

Ein einschneidendes Ereignis, das dem deutschnationalen Gedankengut äußerst entgegenkam und die Verbundenheit mit dem deutschen Bruder im Norden verstärkte, war das Kriegserlebnis von 1914 — 1918. Der Großteil der Bevölkerung war vom Heer des Deutschen Reiches begeistert, das als »unbesiegt« galt. Alle Hoffnungen waren 1918 auf den so verehrten deutschen Bundesgenossen gerichtet, der so effizient fast die gesamte Kriegslast allein auf seinen Schultern trug. Die militärische, strategische, ausrichtungs- und einsatzmäßige Überlegenheit der deutschen Truppen wurde von den Vertretern Deutsch-Österreichs nicht nur anerkannt, sondern es entwickelte sich allmählich die Vorstellung, selbst Teil dieses deutschen Heeres zu sein, während die nichtdeutschen Truppen und Nationen schon während des Krieges mit immer größerem Mißtrauen bedacht wurden. Die Feindschaft des deutschen Volkes wurde vielfach als das einzig positive Ergebnis des Krieges angesehen.

Als Italien 1915 Österreich den Krieg erklärte, kam den Tiroler Standeschützen das Deutsche Alpenkorps zu Hilfe, eine Truppenelite, die vor allem aus Bayern bestand. Dieser militärische Beistand rief bei den Tirolern helle Begeisterung hervor. Nicht Österreich, sondern das Deutsche Reich war der bedrohten »tirolischen Nation« zu Hilfe geeilt. Die Geschichte von 1809 wurde in der Dolomitenfront umgeschrieben. Erstmals in der Geschichte kämpften Bayern und Tiroler Schulter an Schulter. Dem militärischen Schulterschluß war der nationale vorausgegangen. Im Film Luis Trenkers »Der Rebell«, der im Deutschen Reich Triumphe feierte und von den Nationalsozialisten hochgejubelt wurde, wird diese Waffenbrüderschaft zwischen Bayern und Tirolern, rückprojiziert auf das Jahr 1809 in einer deutschnationalen Perspektive dargestellt. Nicht gegeneinander sollten Tiroler und Bayern kämpfen, sondern miteinander gegen die Franzosen. Es war nichts anderes als die indirekte Aufforderung gegen die nationale Deklassierung und gegen den »Versailler Schandvertrag« zu rebellieren.¹⁵

IV. Der »Völkische Kampfring Südtirols« konnte auf einen bereits vorhandenen ideologischen Nährboden zurückgreifen

Mit dem Zusammenbruch der österreichischen Monarchie verfiel die Südtiroler Volksgemeinschaft die längste Zeit in eine Art »Schutzstunde«. Der »Zustand nationaler Depression und kollektiver Frustration, einzig und allein fixiert auf die nationale Frage, von der allein man sich eine Änderung erhoffte«,¹⁶ kam auch in der Abschiedsrede von Eduard Reut Nicolussi, dem Vertreter des »Deutschen Vorwandes«, im österreichischen Parlament zum Ausdruck.¹⁷ Bei der Schilderung der neu entstandenen politischen Situation in Südtirol griff Reut Nicolussi auf Wertmuster zurück, die schon vor 1918, vor allem aber in der Zwischenkriegszeit, vor allen deutschnationalen, völkischen und rechtsradikalen Gruppierungen benutzt worden waren. Reut Nicolussi schloß seine Rede am 6. September 1919, als die österreichischen Parlamentarier über den Friedensvertrag abzustimmen hatten:

»Wenn wir jetzt in die finstere Zukunft hineingehen, so soll das unser einziger Trost sein, daß wir Lataslaute und Volksgenossen besitzen, die uns in der Stunde der Not nicht vergessen, die uns in diesem entscheidenden Ringen ihre Hilfe leisten werden. Ich erinnere daran, daß Jakob Grimm vor 71 Jahren in der Frankfurter Nationalversammlung als 1. Artikel der deutschen Verfassung die Worte vorgeschlagen hat: Alle Deutschen sind frei und deutscher Boden duldet keine Knechtschaft. Und selbst der Fremde um Unfreiheit, der ihn bedrückt, ist frei.

Dies ist nun die Zukunftshope: entweder wird aus dem Angesicht der Menschheit jene häßliche Fatale des Masses und der Rechtsucht schwanden und das Recht neu geboren oder es muß zu einem deutschen Strafverurteilung kommen, damit wieder wahr wird, daß alle Deutschen frei sind und deutscher Boden keine Knechtschaft kennt.«¹⁸

1918 wurden die Rollen der beiden Nationalitäten in Südtirol vertauscht. Die deutschsprachigen Tiroler des südlichen Landesteils hatten ihre nationale und politische dominante Position verloren. Diesen Prestigeverlust suchte das Grenzlandbeusch im In- und dem darauffolgenden Jahren durch eine Radikalisierung ihrer ideologischen Ziele zu kompensieren. Dabei wurde die defensive Abwehrhaltung der Vorkriegszeit durch eine aggressive Reichseroberungsideologie ersetzt.¹⁹ Der Südtiroler Irredentismus orientierte sich vor allem Anbeginn auch weniger an Wien als vielmehr an Berlin. Vom Deutschen Reich, nicht vom zusammengeschrumpften Österreich erwartete man eine nationale »Erlösung«. Das ergab sich aus wirtschaftlichen Gründen und außenpolitischen Durchsetzungsmöglichkeiten, die von Wien nie geleistet werden konnten, sodaß etwas verkürzt dargestellt Österreich stillschweigend die Initiative für das Auslandsdeutschtum dem Deutschen Reich abtrat. Der Deutschnationalismus und das großdeutsche Gedankengut konnten in Tirol allerdings an politische Strömungen anknüpfen, die bereits lange vor 1918 in diesem Gebiet heimisch gewesen waren. Das politische Selbstverständnis eines »vorgeschobenen deutschen Postens«, besonders in den Turner- und völkischen Schutzvereinen, beim Alpenverein und bei den nationalen Burschenschaften war tief verwurzelt und konnte mit seinen Anparagrafen, mit seiner antiparlamentarischen, antimarxistischen und antisemitischen Stoßrichtung der nationalsozialistischen Ideologie seit Mitte der 20er Jahre den Weg, Bezeichnungserweise wurde im Südtirol gleich wie in Südtirol die NS-Bewegung von einem Turnbündler gegründet: von Konrad Hanlein und Rolf Hillebrand.

Waren die Friedensverträge von Versaille und St. Germain zum Symbol für die eigene Katastrophe geworden, so konnte die kollektive Frustration scheinbar nur dadurch gemildert und beseitigt werden, daß man sich als die südlichste Speerspitze einer nationalen Wiedergeburt des Deutschen Reiches versah.

Nicht von ungefähr kamen viele Funktionäre des Nationalsozialismus aus der Reihe der Diasporadeutschen. Das gilt etwa für Hans Steiracher, Bundesleiter des VDA (Verein für das Deutschtum im Ausland) von 1933 — 1937, der schon 1920 die Kärntner Volksabstimmung geleitet hatte; Rudolf Heiß, geboren und aufgewachsen in Ägypten; Hermann Göring, dessen Vater Gouverneur der deutschen Kolonien in Afrika war; Alfred Rosenberg, der aus der baltischen Stadt Reval stammte; Walter Darré, der als Sohn deutscher Emigranten in Argentinien geboren wurde; Willy Grothe, einer der Gründer der Auslandsorganisation und der 20 Jahre lang in den deutschen Kolonien Afrikas gelebt hatte; Ernst-Wilhelm Bohle, Führer der Auslandsorganisation, der in England geboren und ebenfalls lange Jahre in Afrika gelebt hatte.

Der ideologische Boden, auf den eine deutschnationalistische, dann auch nationalsozialistische Organisation zurückgreifen konnte, war also schon seit 1918 und davor vorhanden.

Die Vorläufer einer nationalsozialistischen Bewegung in Südtirol bildeten die verschiedenen Jugendgruppen, deren Mitglieder aus den verschiedenen Turnverbänden, Studentenverbindungen und dem Alpenverein kamen.²⁰ Nachdem der Nationalsozialismus im Deutschen Reich die Macht ergriffen hatte, erfolgte auch in Südtirol die Gründung einer autochthonen NS-Bewegung, die 1934 den Namen »Völkischer Kampfring Südtirols« annahm. Die entscheidenden Weichen dafür het-

le Robert Helm, Norbert Murnator, Kurt Lehnerer und Rolf Hillebrand gestrichelt. Während die Führungsmannschaft der VKS in der Anfangsphase im wesentlichen aus Studenten und Tirolern bestand, setzte sich die Anhängerschaft, die durch ein komplexeres Organisationsnetz über das ganze Land erstreckt wurde, vor allem aus Angestellten, Arbeitern, Handwerker, Kleinrentnern, Gewerbetreibenden und Bauern zusammen und unterschied sich soziologisch nicht wesentlich von der sozialen Basis etwa der legalen NS-Bewegung in Österreich.

In bezußer Anlehnung an die NSDAP enthielt das Programm des VKS drei konstituier Elemente der nationalsozialistischen Ideologie: Führerprinzip, Volksgemeinschaft, Sündenbockphilosophie, Expansion auf alle von Deutschen besiedelte Gebiete, Rassenreinheit und Antikapitalismus. Mit einigen Abstrichen, die aus der starken bäuerlichen Komponente resultierten, stand der VKS in der Tradition der NS-Linien.¹⁴ Schulungskurse von VKS-Mitgliedern in Berlin führten allmählich zu »reichsdeutschem Schliff«, wobei auch die Symbolik und das NS-Ritual übernommen wurde.

Südtirol befand sich auf dem selbstgewählten Weg zur »Nazifizierung«.

V. Die faschistische Entnationalisierungs-politik förderte eine Kultur des »Abseits«

Der italienische Faschismus bezog die italienische Arbeiterbewegung und die nationalen Minderheiten als bevorzugtes Exerzierfeld seiner terroristischen Strafexpositionen. Das gewalttätige Vorgehen gegen die Südtiroler und die slowenische Arbeiterbewegung sollte dokumentieren, was der Faschismus als Avantgarde der »nationalen Front« in den benachbarten Gebieten vorwand. Während die Südtiroler Sozialdemokraten nach dem »Blutsonntag« von Bozen (1921), als der Lehrer Franz Innerhofer von Faschisten ermordet wurde, sich mit dem italienischen Faschismus inhaltlich auseinandergesetzt begannen, wurde die Bewegung Mussolinis von den Vertretern des Deutschen Verbandes, aber auch von der Mehrheit der österreichischen Bevölkerung mit den alten Vorurteilen gegen Italien interpretiert.¹⁵ Die neue Qualität der faschistischen Diktatur wurde nicht erkannt und letztlich auf ein antidösterreichisches Motiv reduziert. Diese Reaktion versperrte den Südtirolern nicht nur den Weg zu Verbindungen mit antifaschistischen Kräften in Italien, sondern verstärkte die bereits vor 1918 eingeschlagene deutschnationalistische und großdeutsche Orientierung.

Das bereits vorhandene selektive Wahnnehmungs- und Urteilsvormögen der meisten Südtiroler wurde durch die italienische Entnationalisierungspolitik noch verstärkt. Von 1933 bis 1934 war das faschistische Italien bestrebt, durch legislative Maßnahmen auf dem Gebiet der Schule, der Sprache, der Justiz und Verwaltung seine Assimilierungspolitik voranzutreiben.¹⁶

Doch gelang dem Faschismus – mit Ausnahmen – kein größerer Einbruch in die abnehmende Falange der Südtiroler, wovon gleich der Faschismus in den 30er Jahren in katholischen Kreisen wegen der Lateranverträge von 1929 und der damit verbundenen Freiräume für die katholischen Organisationen und für die katholische Presse auf gewisse »Sympathien« in Südtirol stieß. Im Grunde genommen blieb der Italianisierungsversuch aber an der Oberfläche und die »Menschen entzogen sich, wo immer es ging, den Bestimmungen und den Wünschen des Regimes«.

All die faschistischen Maßnahmen konnten zwar das Land nach außen hin mit imperialer Symbolik überfrachten, nicht aber einen kulturellen Einbruch erzielen.

Dies führte zu einem »Leben auf zwei Ebenen«.¹⁷ Dem »offiziell faschistischen Äußeren standen altüberlieferte Lebensformen, Bräuche, Sitten und Ausdrucksformen gegenüber.« Dieses »Leben auf zwei Ebenen« führte aber auch zu einer »Leben im Abseits« als Ausdruck der Kollaborationsverweigerung im Alltag, aber auch als Ausdruck einer allgemeinen Hofflosigkeit, mit der im Alltagsleben dem Faschismus gegenübergegangen wurde. Diese völlige »Privatisierung« der Kultur, und das Bewußtsein, nur im »Abseits« tradierte Ausdrucksformen der Kul-

tur und eines »Deutschensein« amüsilieren zu können, findet sich recht augenscheinlich in der Südtiroler Literatur der Zwischenkriegszeit. In dieser Literatur stand zwar noch wie vor das Tirolische im Vordergrund, doch wandte die Geschichte des Landes, so gut es ging, entkultiviert und in großdeutscher Perspektive hineingezeichnet.¹⁸

Dieses »Abseits« vom Geschehen, diese filmische Bestimmung der gesellschaftlichen Realität als ob man selbst davon nicht betroffen wäre, führt etwa dazu, daß die »Grenzlandkavalerie« zum »wirtschaftlichen, politischen und moralischen Kern« hochstilisiert wurde, in bewußter Anlehnung zum Großgott der Bozener als Schutzwall gegen die faschistische Invasion und Kolonisation. Nur der »Abseits« konnte in der Realität und in der imaginären Realität des Romans die Freiheit genossen werden. Der Bozener galt nicht nur als Verkörperung der arischen Rasse, sondern, gleich wie im Ersten Weltkrieg, auch als Bollwerk gegen den fremden Eindringling. Der Bozener wurde zum »völkischen Soldaten. Die Stadt, wo das Bürgertum lebte, war »wärsen«, »keine Fanne, keine Unform, kein Schlöß«, das sind die wesentlichen nicht-italianischen Merkmale im Roman »Spannweite« von Maria Veronika Rubolischer.¹⁹ Der Berg als Synonym des »Abseits« ist der Ort der Resistenz. Luis Irankar, Karl Spingenschmidt, Josef Georg Oberkofler oder Hans Marschner, die vom Nationalsozialismus gefaschigten Schriftsteller lieferten die aus der »biologischen Gesetzmäßigkeit« der Geschichte resultierende Gewährnis: Die Hoffnung, das »Leben im Abseits«, wofür der Faschismus die Südtiroler verdrängt hatte, zu überwinden, diese Hoffnung projizierten sich viele in die neue Größe des Deutschen Reiches.

VI. Fehlende demokratische Tradition mündete in einen »hilflosen Antifaschismus«

»Der verschissene städtische Bürgertum überaus, der's mit al'em zu treiben pflegte, was der Zufall ihm als Partner zur Wahrung seiner Interessen anbot, verhielt sich durchaus kollaborativ.« Diese Kollaboration der politisch-ökonomischen Elite Tirols mit den Italienern begann bereits im November 1918 und reichte bis in die Zeit des Faschismus. Die ersten Widersprüche zwischen dem »nationalen Anspruch« und der »sozialen Wirklichkeit« wurden zugunsten der ökonomischen Interessen gelöst. Der »Deutsche Verband«, in dem sich die Tiroler Volkspartei und die Dösterreichheiliche Partei zusammenschlossen hatten und dem sich die Sozialdemokraten fernhielten, war zwar mit dem Anspruch angetreten, das »Deutschtum« zu schützen, organisierte aber dieses oberste Prinzip in der Praxis oft. banalsten ökonomischen Zielsetzungen unter.²⁰ Außerdem bestimmten weitgehend antidemokratische Traditionen das Verhältnis zu den neuen Machthabern in Italien. Der Kampf des Deutschen Verbandes galt seit seiner Gründung über weite Strecken eher den Südtiroler Sozialdemokraten als den italienischen Nationalisten und Faschisten.

Dann wenn es gegen demokratische Forderungen der Sozialdemokratie ging, blieb der Deutsche Verband nicht abseits, sondern half selbst tatkräftig mit, oder schaute mit Genugtuung zu, wenn andere die Aufgabe des politischen Säuberungs übernahmen. Niemand empörte sich seitens der Konservativen, als der Faschismus gegen die Südtiroler Arbeiterbewegung ausstakete, deren Presse, Partei und Gewerkschaft vernichtete, das Gewerkschaftsamt besetzte, Eisenbahner und Bergarbeiter außer Landes verwies und so das Südtiroler Bürgertum vom eigenen sozialen Klassenfeind befreite.²¹

Obgleich das erste faschistische Opfer in Bozen einen momentanen Schock ausgeöst hatte, beurteilten die Vertreter des Deutschen Verbandes den Faschismus als amstrunehmende, positive Kraft, die dem Land Italiens endlich wieder Ruhe und Ordnung verschaffen würde und die es vor der drohenden Bolschewisierung während des »kriemlo rosses« bewahrt hatte.

Nicht einmal einen Monat nach der Ermordung Franz Innerhofers änderte der sogenannte »Bozener Blutsonntag« an der positiven Grundhaltung des italienischen Faschismus seitens des Südtiroler Bürgertums nichts. Am 11. Mai 1921 stellte der Großgrundbesitzer und Abgeord-

nete zur Römischen Kammer, Graf Friedrich Jägerburg, in einem Zeitungsinterview mit dem *Corriere della Sera* (sic): «Se fossi italiano, probabilmente sarei fascista».

Der italienische Faschismus galt für den Deutschen Verband als Stützungsfaktor, der Abgeordnete Willy von Waller und die zur Regierungserklärung Mussolinis am 7. November 1922, daß viele Äußerungen des Duce «Gutes anwandern» laßen, und «die Regierung Mussolini in der Tat eine Epoche gesunder Entwicklung für Italien einleiten könne».⁶⁶

Die Linkskolabs stimmte konsequenterweise gegen das Koalitionärnationalen Einheits aus Faschisten, Nationalisten und Rechtsliberalen, während sich die Stämmroler der Stimme enthielten.

Dann der Deutsche Verband und mit diesem die Mehrheit der Südtiroler sahen im Faschismus letztlich nichts anderes als ein System, das sich «gegen alles (richtete), was deutsch war». An dieser Grundhaltung änderte sich auch dann nichts, als die Italienisierungs- und faschistische Unterdrückungsmaßnahmen bereits für jeden einzelnen selbstbar geworden waren. Auch 1931 betonten die bürgerlichen Kreise Österreichs und Deutschlands, sowie die Emigrantenkreise Südtirols, daß ihr Kampf für Südtirol nicht gegen den Faschismus gerichtet sei. Im «Südtiroler», dem offiziellen Organ der Südtiroler Emigranten, wird diese politische Differenzierung so beschrieben: «Der Faschismus ist sicherlich die dem italienischen Wesen gemäß Lebensform. Eben deshalb können wir seine Herrschaft nur auf italienischem Boden unterkennen. Wir kämpfen also für Südtirol nicht weil Italien faschistisch ist, sondern weil Südtirol deutsch ist».

Der grundsätzliche Zusammenhang zwischen Faschismus und Nationalisierungspolitik wurde von Südtiroler Seite nie richtig erkannt, da der «Faschismus (...) nur bekämpft (wurde), wo er andersdeutsch war».⁶⁷ Der Antifaschismus äußerte sich in Südtirol vorwiegend in der Symbolik: im Tragen von weißen Stützen, im Abtragen von Bergfeuern, später durch das Anbringen und Malen von Hakenkreuzen.

VII. Je mehr sich Österreich an Italien anlehnte, umso verstärkt richteten die meisten Südtiroler ihren Blick nach Deutschland

Die österreichische Regierung begann schon zu Beginn der 20er Jahre gegenüber Italien sehr vorsichtig zu faktieren, zumal man die Bewilligung von italienischen Krediten nicht aufs Spiel setzen wollte. Die markanteste Wende in der Südtirolpolitik Österreichs vorzogen die Heimwehren, die aus ihrer Sympathie zu Mussolini kein Hehl machten. Es war ausgerechnet der aus Meran stammende Richard Stadler, Gründer und Führer der Tiroler Heimwehr und späterer Bundesführer der gesamten österreichischen Heimwehren, Sicherheitsdirektor für Tirol seit 1934, Bundeskommissar für Propaganda des austrofaschistischen Regimes und einer der Politiker, der maßgeblich an der Ausschaltung der österreichischen Demokratie beteiligt war, der die Frage Südtirols seinen faschistischen Zielvorstellungen unterordnete.

Während 1927 die Vertreter des katholisch-konservativen Lagers aus Nordtirol in Prozessversammlungen gegen die Künftigung Südtiroler Geheimschullehrer auftraten, kolportierten die Heimwehren mit dem faschistischen Italien. Als sich die Gerüchte über italienische Gelder zur Finanzierung der Heimwehren immer mehr verachteten, antwortete Konrad Ignaz Seipel auf eine diesbezügliche Anfrage der Sozialdemokraten, Südtirol sei ein außerpolitisches Anliegen, in dem Österreich nicht schweigen könne.

Zu genau demselben Zeitpunkt, als er dem Parlament diese Antwort gab, konnte Seipel allerdings schon die konkreten Pläne der Heimwehrlieferung, die in Anlehnung an den «Marsch auf Rom» einen «Marsch auf Wien» in Szene setzen wollte, Mussolini war bereit, die Beseitigung der österreichischen Demokratie finanziell gegen ein Still-schweigen über Südtirol zu unterstützen. Seipel regierte auf seine Weise. Er anerkannte die interitalienische Angelegenheit Südtirols,

während er mehrwahr eine Browne vorfärbemichon, in der sie für das faschistische Regime in Südtirol nur zehende Worte fanden. Die Verhandlungen zwischen Seipel und Mussolini führten im April 1928 dazu, daß sich der österreichische Bundeskanzler bereit erklärte, gegen einige geringe in adonidienfreundliche Zugeständnisse für ein Ende der irredentistischen Propaganda zu sorgen. Seipel gelang es auch, den Vertreter des Deutschen Verbandes zur Abgabe einer Loyalitätserklärung gegenüber Italien zu überzeugen.

Diese im Wege der Geheimdiplomatie zustandgekommene Abmachung zwischen Seipel und Mussolini führte allerdings zu einem weitern entscheidenden Vertrauensbruch zwischen Österreich und Südtirol. Als nämlich die beiden Abgeordneten des Deutschen Verbandes, Karl Thuz und Baron von Sternbach im Juni 1928 die von Mussolini geforderte Loyalitätserklärung abgegeben hatten, gaben die schriftliche Erklärung Seipels über die interitalienische Angelegenheit Südtirols an die Hände der Presse. Darauf erhob sich ein Sturm der Entrüstung, der die Italien-österreichischen Geheimverhandlungen platzen ließ.

Der bilaterale diplomatische Hofpunkt zwischen Österreich und Südtirol über nur das Problem Südtirol, nicht jedoch die außenpolitischen und wirtschaftlichen Beziehungen. 1930 wurde unter Bundeskanzler Schober ein österreichisch-italienischer Handelsvertrag abgeschlossen, in dem nochmals und dezidiert von Seiten Wiens bestätigt wurde, sich im Zukunft mit der Südtiroler Frage nicht mehr öffentlich (zu) beschäftigen.⁶⁸

Doch war mit der verschärften Auseinandersetzung zwischen Wien und Berlin nach 1933 wurde die Südtirolfrage wieder zu einem unmittelbaren Objekt der Legitimation des außenpolitischen Kurses beider Länder geworden.⁶⁹ Das Dollfuß-Regime war deshalb bestrebt, trotz der regen Verhandlungen mit Italien zumindest gewisse Prestigeerfolge für Südtirol zu verbuchen. Doch die völlige politische Abhängigkeit Österreichs von Italien zeigte die Schranken der eigenen Aufnahmefähigkeit drastisch auf.

In den Rechtfertigungsschriften des Austrofaschismus gegenüber nationalsozialistischen Angriffen wird darauf hingewiesen, daß der Freundschaftsvertrag mit Italien zu einer Annexion der Südtiroler Konfiniten geführt und zur Ernennung des deutschsprachigen Bischofs Gruber geführt habe. Bundeskanzler Dollfuß habe mit Erfolg bei den italienischen Behörden zugunsten des deutschen Sprachunterrichts interveniert, während Südtirol von den Nationalsozialisten mißbraucht werde.

Doch all diese propagandistische Schönfärberei konnte nicht über die politische Realität hinwegtäuschen. Bereits im ersten Jahr des austrofaschistischen Regimes wurde die Emigrantenzeitung «Südtiroler» durch die österreichischen Sicherheitsbehörden beschlagnahmt. Im Jahr darauf wurde sie völlig verboten. Dasselbe widerfuhr 1936 der «Wortstehler», einer ebenfalls irredentistischen Südtirolpublikation. Im selben Jahr noch kam es in Tirol zu einem völligen Verbot politischer Betätigung Südtiroler Emigranten.

Während des Abessinien-Krieges desertierten weit über 1000 wehrpflichtige Südtiroler den Überlebensbefehl zum Kampf gegen das «Land der Skinvenjäger» und flüchteten vorwiegend nach Deutschland, weniger nach Österreich. Nichts her die Südtiroler Bevölkerung allerdings so vertriebt wie die Nachricht, österreichische Behörden hätten geflüchtete Südtiroler Soldaten an Italien wieder ausgeliefert. Die Anlehnung Österreichs an das faschistische Italien war ein wichtiger Grund, warum die Mehrheit der Südtiroler besonders seit den 30er Jahren ihr nationales Ziel immer eindeutiger im Deutschen Reich suchten, obgleich schon mit dem Untergang der Monarchie das österreichische Bewußtsein der Südtiroler zum Großteil zu Grunde gegangen worden war.

VIII. Der Schritt hinüber — Mai 1938

Karl Feldner, Autor des Südtiroler Heimatbuchs, brachte in seinem Buch «Mai 1938» die Erwartungen und Hoffnungen vieler Südtiroler auf den Punkt:

*Der Winter ist um — der Schnee zerrinnt,
Der Apfelbaum blüht — der Frühling beginnt,
Bald läuten die Glocken das Osterfest ein,
Und Auferstehung wird wieder sein.*

*Dann schauen wir dankbar zum Herrgott auf,
Vorzeigen nicht und bauen darauf,
Die Frauen, die Kinder, die Männer,
Denn heute steht Deutschland am Brenner.*

Der Einmarsch der deutschen Truppen nach Österreich hatte in Südtirol eine Welle der Begeisterung ausgelöst und Hoffnungen einer unmittelbar bevorstehenden nationalen Befreiung genährt. In den ersten Tagen des Anschlusses überschlugen sich die Gerüchte. In der für viele scheinbar fast physisch spürbaren »Warteiswartung« bekundeten viele Südtiroler offen ihre unzweideutige Sympathie für Hitler.

Laut Bericht des VKS war die politische Lage in Südtirol von zwei Faktoren gekennzeichnet: von einer allgemeinen Ekstase der Südtiroler und einer unheimlichen Nervosität der Italiener, die alles eher als sicher waren, ob die Truppen Hitlers am Brenner halt machen würden. Obgleich Hitler seit den 20er Jahren immer wieder ausdrücklich auf die »Heimführung« Südtirols zugunsten des Bündnisses mit Italien verzichtet hatte,³¹ hatte der Großteil der Südtiroler diese politischen Aussagen immer wieder nur als taktische Manöver Hitlers gewertet und dadurch seine Enttäuschung verdrängt. Aber auch bei den Italienern, sowie bei den Westmächten kamen immer wieder Zweifel über die Endgültigkeit dieser Hitlerschen »Verzichtspolitik« auf.

Die verschiedenen Gerüchte jedenfalls, die im Anschluß an den Anschluß kursierten, wurden in Südtirol selbst gierig aufgenommen und weitverbreitet. So etwa grassierte das Gerücht, Mussolini würde dem Führer Südtirol als »Morgengabe« für die neue Allianz schenken. Der »Völkische Kampfring Südtirols« gab am 14. März 1938 Direktiven für den weiteren politischen Kurs heraus, um die eigenen Mitglieder zu beruhigen, nachdem Hitler schon in einem mit 11. März datierten Brief an Mussolini die Apennin-Grenze anerkannt hatte.³²

Hatte selbst der VKS nicht so recht an die von Hitler im Reichstag abgegebene Erklärung über Südtirol geglaubt, so wurden die Südtiroler im Mai 1938 endgültig ernüchtert. Hitler hatte am 7. Mai 1938 anlässlich seines Besuches in Rom vom Balkon des Palazzo Venezia erklärt: »Belehrt durch die Erfahrung zweier Jahrtausende, wollen wir beide, die wir nun unmittelbare Nachbarn geworden sind, jene natürliche Grenze anerkennen, die die Vorsehung und die Geschichte für unsere beiden Völker ersichtlich gezogen haben.«³³

Hatten sich die Südtiroler Aktivisten noch auf die Rom-Reise Hitlers vorbereitet, um ihn bei seiner Durchreise zu bejubeln,³⁴ so sang man in Südtirol bei der Rückfahrt des Führers eine sarkastisch-ironische Version des Horst-Wessel-Liedes: »Zum Brenner hoch, die Fenster fast verschlossen ... fährt Hitlers Zug ...«³⁵

Doch die Führung des VKS vertraute auch nach dem hochförmlichen Verzicht Hitlers auf Südtirol blind auf den Führer und das Deutsche Reich und war entschlossen, »sich in strenger Disziplin den Weisungen des Führers unterzuordnen.«³⁶

Wie sich diese Nibelungen-treue der VKS-Führung, die Unterordnung unter den Führerbefehl äußerte, kann aus Tagebuchaufzeichnungen Norbert Mumeiters³⁷ äußerst präzise nachvollzogen werden. Mumeiters Aufzeichnungen sind deshalb besonders repräsentativ, weil er einer der Gründer des VKS war, maßgeblich an dessen organisatorischen Aufbau beteiligt war und das politische Programm mitausgearbeitet hatte.

Mumeiter, Jahrgang 1913, als Reserveoffizier beim italienischen Heer in L'Aquila stationiert, befand sich am 7. Mai 1938 in Rom. Die Aufzeichnungen Mumeiters in seinem »Offiziersstagebuch« geben in aufschlußreicher Weise ein Psychogramm wieder, das die politisch-ideologische Ausrichtung des VKS und seine auf das Führerprinzip hin orientierte Politik dokumentieren.

Mumeiters Tagebucheinträge über seinen Romaufenthalt erinnern

an den Roman Heinrich Manns »Der Untertan«,³⁸ der zwei Monate vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges abgeschlossen worden war und auch als »Bibel des Wilhelminischen Zeitalters« bezeichnet wird. Diederich Heßling ist im Roman von Heinrich Mann eine »typisch deutsche Figur«, die vor allem durch eine Eigenschaft geprägt ist, durch Obrigkeitshörigkeit. Heßling entwickelt in Rom, wohin er seinem Kaiser gerollt ist, »einen wilden Tätigkeitsdrang, durchbricht in »konfessioneller Begeisterung« die Straßensperrungen, um »hin« zu sehen: »Da schritten die Bahnhoframpe mehrere Meter herab, und alsbald fuhr ein Wagen auf Diederich zu. Diederich schwenkte den Hut, er brüllte auf, daß die Herren im Wagen ihr Gespräch unterbrachen. Der rechts neigte sich vor — und sie schen einander an, Diederich und sein Kaiser.« Ab jenem Augenblick folgt Heßling mit dem Finger auf dem Stadtplan seinem Kaiser überall hin, jagt vor einem Platz der Stadt zum anderen, jubelt, wo immer er den kaiserlichen Wagen vorbeifahren sieht und wittert zugleich überall Gefahren. Diese Beobachtungen täuschen ihn nicht, bis er schließlich ein »verdächtig aussehendes Individuum« ausfindig macht, das es auf des Kaisers Leben abgesehen hat und von ihm, Heßling, in einer halbschweigerischen Aktion außer Gefecht gesetzt wird.

Der Kaiser als Vorläufer des Führers

Das Führerprinzip, vom VKS vor allem Anfang an als konstitutives Element seiner Organisationsstruktur anerkannt und eingeführt, entzog den höchsten Willensträger jeglicher Art vor Kritik oder gar Opposition. Der Führer wird fast metaphysisch erlebt.

Mumeiter hat das Gefühl, »einem großen Geschehen entgegenzuschreiben.«³⁹ Gleich wie in Heinrich Manns Roman fühlt sich Mumeiter nach seiner Ankunft in Rom als Vertreter seines ganzen Volkes. »Wo wird der Führer nun stecken? Endlich ein Laufen und Drängen: die Motorradfahrer treten ihre Räder an, der Führer in brauner Uniform, einen langen schwarzen Rodmantel um die Schultern, schreitet die Treppe herab und es wird ein wenig gekarscht. (...) Ich klatsch was ich kann.«

»Wohin ist er gefahren?« Mumeiter fragt sich wieder durch, geht vom Kapitol zum Pantheon, zur Piazza Venezia, dann zum Quirinal, immer auf den Spuren seines Führers, und agiert, gleich Heßling, als »Aufsichtsorgan« des Gastes aus dem Reich.

Mumeiter, der inmitten der Volksmenge auf der Piazza Venezia auf der Aufruf des Führers wartet, sieht überall, wie Heßling, verdächtige Personen. (...) »Weiter rückwärts sah ich eine braune Uniform und haue mich dorthin durch. Aber das Gesicht des Uniformierten und das Frauenzimmer, mit dem er ist, gefallen mir gar nicht recht.« Endlich aber: »Und nun des Führers Stimme. Ein Murren schwerster Enttäuschung für dieses Volk der Äußerlichkeiten: er spricht deutsch. Ich lausche. Was etwa kommen wird? Da! Da! Die Jahrtausende des Streites zwischen germanischer und romanischer Welt sollen vorbei sein, die Apennin-Grenze, ewig und garantiert, soll nun friedliche Jahrtausende einleiten. Und dann das Schreckliche: des Führers politisches Vermächtnis an das deutsche Volk: Anerkennung der Apennin-Grenze für alle Zeiten! (...) Wer wird es wagen, das zu verletzen und dem größten Sohn dieses Volkes die Dankbarkeit verweigern? Niemand — was er sagt, ist Evangelium — und nur schon sein ausdrückliches Vermächtnis.«

Das »Vermächtnis« des Führers schmerzt Mumeiter »geistig« zu Boden. »So habe ich am 7. Mai 1938 abends mitten auf Piazza Venezia meine Heimat und mit ihr meine einzige Zukunftshoffnung verloren.«

»Aus, aus, alles aus — und mein Leben, o.h. mein Hoffen, das einzig Positive meines Lebens, vernichtet! Wie durch einen Zufall blieb mein Körper stehen und sah im Halbdraum alles Weitere.«

An jenem Abend kam »kein Heilruf (...) durch die zugeschnürte Kehle und kein Beifallsklatschen von den ineinandergekrampften Händen. (...) Die Menge treibt zum Quirinal hinauf. Und besinnungslos, zerschmettern traube ich mit. (...) 1/2 2 zu Beir, zerbrochen und nahezu zu allem fähig.«

Durch die bedingungslose Identifizierung und Unterwerfung unter den Führer, dessen Worte »Evangelium« sind, selbst wenn man das größte Opfer bringen müßte, nämlich die Aufgabe der Heimat, wofür Leute wie Mumelter in ihrem Sinne seit schon gekämpft hatten, fände dazu, daß man in letzter Konsequenz der Autorität des Vaters nicht entgegen konnte und nicht entgegen wollte. Wer sollte auch, »wer könnte letztlich dem »größten Sohn seines Volkes die Dankbarkeit verweigern?«

Die Entscheidung für die Option und Umsiedlung fällt Mumelter indirekt bereits an jenem 7. Mai 1938. Das kurzfristige Aufbäumen gegen das Options-Abkommen mußte unter solchen strukturellen und ideologischen Prinzipien von allem Anfang an zum Scheitern verurteilt sein: dem Vater, dem Führer konnte die »Dankbarkeit« nicht verweigert werden. Die Vorabselektion autoritärer Tugenden, wie blindes Gehorsam, ließ von diesem Anbeginn nur für viele eine Entscheidung zu.

Die »Treu zu Deutschland« war und mußte unter diesen Prämissen stärker sein als die »Liebe zur Heimat«, als die Rebellion gegen die Anerkennung der Brennergrenze. Nach einer schlaflosen Nacht, »zerbrochen und nahezu zu allem fähig« verabschiedet Mumelter zwei Tage nach der niederschmetternden Aussage Hitlers der Führer von Rom. Mumelter hat für sich selbst bereits optiert. Während er in der Zuschauerreihe in der Nähe der Piazza Fesdra auf den Führer wartet, fragt ihn ein Müllsoldat, ob er Deutscher sei, was Mumelter bejaht. »So spiele ich den Reichsdeutschen — denn ich bin heute zum 1. Mai seit 1 Monat in Zivil, durch einfaches Umtauschen des Rockes und Weglassen der Mütze.« Zu diesem Zeitpunkt hatte Mumelter aber nicht nur seinen Rock umgetauscht, sondern auch seine bisherige Staatsbürgerschaft abgegeben.

Heinrich Manns Untertan tritt wieder auf: »Endlich! Present arm!! Eine prunkvolle Reihe glänzender berittener Königskrüssiere und dann — die offene Hofkutsche mit Führer und König. Ganz langsam. Ich sehe ihn gut und nahe. So vornehm, selbstsicher und kaiserlich. Nächste Kutsche: Ribbentrop; dann Goebbels u. dann die Viceri, die ich nicht kenne. Ein donnerndes Heil anfährt mir; man hört es deutlich, denn

der Befehl ist nicht gar arg und die Leute sind nicht grad gar so zahlreich.«

Etwas mehr als einen Tag zuvor, als er auf Piazza Venezia stand, kam ihm »kein Heilruf (...) durch die zugeschlossene Knie- und kein Beifalls-krauschen von den ineinandergeschrumpften Händen«, nun aber mußte man bereit sein, auch die Heimat zu opfern, wie Karl Felderer schrieb:

*So reißt vom sonnigen Erker
die letzte brennende Lieb,
die Treue zu Deutschland war stärker,
das Heiligste was uns blieb.*

Und Mumelter, der Reserveoffizier in italienischer Uniform, der sich als Reichsdeutscher ausgab und am 7. Mai den Führer erlebt hatte, hatte einen Tag nach Hitlers Rede einen Aufsatz verfaßt, den er Goebbels zukommen lassen wollte. Der »Frösinn«, wie Mumelter es formulierte, war: »Für Großdeutschland muß man sebst seine Heimat opfern können.«

Der Führer hatte gerufen, hatte das größte Opfer von den Südtirolern überlangt, hatte sie gleich Abraham auf ihren Glauben zum Führer auf die Probe gestellt. Der VKS, der im ersten Moment nach Bekanntwerden des Optionsabkommens mit aller Vehemenz gegen eine Auswanderung ins Deutsche Reich auftrat,¹¹ blieb letztlich seinem nationalsozialistischen Führerprinzip treu.

Südtirol wurde gegen die übergeordnete Volksgemeinschaft eingetauscht. Die Heimat wurde im Führer personifiziert, wie etwa der Südtiroler Schriftsteller Erich Kofler noch am 20. April 1944 an »Führers Geburtstag« schrieb, zu einer Zeit, als das Ende des »Tausendjährigen Reiches« für viele bereits absehbar war:¹²

*Führer, wenn wir für Deutschland starben,
sind wir Samen in deiner Hand
und wir leben in unseren Erben
ewig, denn du bist das Land.*

Anmerkungen:

- 1) So beginnt das Gedicht: »Die große Wanderung« von Norbert Mumelter, geschrieben 1939 und abgedruckt in seinem Gedichtband: *Verbundene Vorse von einst und etwas Prosa. Stimmungsbilder aus Südtirols düsterer Zeit*, Bozen 1975, S. 51.
- 2) Im Gegensatz zu Österreich bildete im Südtirol nicht der März, sondern der Mai 1938 eine politische Zäsur.
- 3) Aitors Gruber, *Südtirol unter dem Faschismus* (Schriftenreihe des Südtiroler Kulturinstitutes, Bd. 1), Bozen 1974, S. 231.
- 4) Vgl. Leopold Steurer: *Südtirol unter dem Faschismus. Geschichtsschreibung zwischen Ideologie und Wissenschaft*, *skolas* 22 (1977), Heft 2, S. 3.
- 5) Heinz-Rudolf Othmerding: *Sozialistische Minderheitenpolitik am Beispiel Südtirol von der Anfänge des Konflikts bis heute*, phil. Diss., Bd. 1, Hamburg 1984, S. 441.
- 6) Zur Option vgl. Karl Stullplammer: *Umsiedlung Südtirol 1939 — 1940*, 2 Bde., Wien-München 1985.
- 7) Vgl. Claus Götterer: *Im Kampf gegen Rom. Bürger, Minderheiten und Autonomie in Italien*, Wien-Zürch-Frankfurt 1985, S. 571.
- 8) Steurer, *Südtirol zwischen Rom und Berlin 1919 — 1939*, 2 Bde., Wien-München 1985, S. 29.
- 9) Vgl. Martha Verdorfer, *Faschismusserfahrungen in Südtirol*, unveröffentlichtes Manuskript, Innsbruck 1987, S. 42f.

10) Claus Götterer, *Über die Schwierigkeiten, heute Südtirol zu sein*, Bozen-Innsbruck 1981, S. 13.

11) Vgl. Leopold Steurer: »Uindeutsch und jüdisch. Stellung zum Antisemitismus in Tirol, in: *Die Geschichte der Juden in Tirol*, *Sturzflüge* 15/16 (1986), hrsg. von Günther Pallaver, Bozen 1986, S. 46.

12) Claus Götterer, *Erbenenschaft Italien-Österreicher*, Wien-München 1972, S. 46ff.

13) Vgl. Walter Marzari, Kurt Franz X. Mitteran, *Ein Leben im Einsatz für Volkstum- und Spracharbeit an der Sprachgrenze in Südtirol*, Wien 1969.

14) Michael Gehler, *Die Studentenschaft an der Universität Innsbruck 1918 — 1938 unter Berücksichtigung der Korporationen und ihrer Verbände. Ein sozial-, wirtschafts- und politikgeschichtlicher Beitrag zur österreichischen Studentengeschichte in der Zwischenkriegszeit*, phil. Diss., Bd. 1, S. 16 — //.

15) Zu Trunkers humanistischem Schaffen vgl. Hansjörg Waldner, *Bozener-Soldaten-Granzlandbewohner. Zu den Südtirol-Romanen 1920 — 1945*, *skolast-Beilage*, 30 (1985), Heft 1/2, S. XIVff. Es war für Trunker allerdings kein Problem, auch Lobeshymnen auf den italienischen Faschismus abzugeben. Vgl. seine Rede am 29. August 1938 bei der Eröffnung einer Kunstausstellung in Bozen, bei der er seinen Wunsch Ausdruck verlieh, »to contribute by their work to the greatness of Italy.« Public Record Office, London (Kew), Foreign Office (= FO), General Correspondence, Bericht der British Embassy in Rom vom 2.9.1938 an das Foreign Office, FO 371/22349/R 7481/1392/22.

Ferdinand Karhofer

RECHTSPOPULIST DER NATION

Die neuen Wähler

Wäre es Haider gelungen, sämtliche alten Nazis für sich zu gewinnen, wären das allenfalls 5% gewesen (viele fühlen sich ja auch in den beiden Großparteien gut aufgehoben). Er erzielte aber doppelt so viele Stimmen. Zum einen war sicher der eigentliche Waidheim-Nutznieser nicht die ÖVP, die einfach zu heterogen ist, um den aufgeflaminten Antisemitismus voll für sich nützen zu können, sondern die FPÖ.

Aber dann fehlt noch eine Zielgruppe: die wachsende politikerverdrossene Generation. Vor allem junge Leute konnten in Haider das wiederfinden, was sonst in der Politik fehlt: Spannung. Haider verkörpert, völlig losgelöst von seinen politischen Inhalten, den jungen, unkonventionellen Aufsteigertyp, mit dem man im Yuppie-Beisl auch einen trinken könnte, ohne daß der gleich als »Politiker« auffiele.

Als Haider zum Parteiohmann gewählt wurde, ließ er sich von Anhängern aufs Podium heben. Und nichts sah man mehr von den diversen Delegierten, die offen ihren Nazi-Klimbim verschelbelten. Es geht den Leuten auch nicht so sehr darum, was er — Haider — sagt, sondern wie er es sagt; ob es heute das Gegenteil von gestern ist, ist nicht so wichtig. Er war gestern bei den Stahlarbeitern in der Obersteiermark und ist heute für das Zusperrn dieser Betriebe; er spricht für den »kleinen Mann« und fordert gleichzeitig Kürzungen in der Sozialversorgung.

Haider ist Opportunist wie die anderen Politiker, nur ein Stück mehr; er ist Populist wie die anderen, aber besser. Wenn Robert Graf die FPÖ als unzuverlässige Bande bezeichnet, dann weist Haider das nicht einfach als Umergriff zurück, sondern nennt den Angreifer bei der Gelegenheit auch gleich einen Bankrotteur und Steuerhinterzieher. Haider beherrscht die inhaltliche Vagheit der politischen Sprache, er schürt Ressentiments und donuziert. Jeder Politiker möchte die Lacher auf seiner Seite haben; auch das beherrscht Haider blendend: er holt die Stammtischmetaphorik aufs Rednerpult. Ein Beispiel: Eine umstrittene Exkursion von VÖEST-Betriebsräten nach Ägypten kommentierte Haider mit den Worten: »... der Ruhaltiger



wollte prüfen, wie denn das möglich ist, daß die Pyramiden in Ägypten, die auch so riesige Bauwerke sind und so am Sand sind wie die VÖEST, so lange überleben können und die VÖEST so schnell in die Knie gegangen ist.« Das Publikum lacht.

Wo liegen Haiders Grenzen?

Haider ist der Abstauber der Nation. Er greift Unzufriedenheit auf und weiß ihr auch den gewünschten Unterhaltungswert hinzuzufügen. Er inszeniert sich besser und kassiert — wie im Sport — die besseren Haltungsnoten. Hält Haider irgendwo eine Rede, dann sind die Säle regelmäßig überfüllt, viele Besucher müssen wegen Platzmangels abgewiesen werden, was ja das Gefühl verstärkt, etwas Wichtiges zu versäumen.

Haider hat sich zum attraktivsten Politiker der achtziger Jahre gemacht. Bei der Nationalratswahl 1986 haben 70.000 Österreicher die SPÖ ausschließlich wegen Vranitzky gewählt, aber 170.000 die FPÖ ausschließlich wegen Haider. Er hat die Partei innerhalb weniger Monate von ein bis zwei (Meinungsumfragen Sommer 1986) auf zehn Prozent hochgetrieben. Die Partei liegt ihm bedingungslos zu Füßen, die kleinen Nazi-Blättchen (»Halt«, »Sieg«) jubeln über den »HJ«.

Die Chance, daß Haider an seine Grenzen stößt, liegt darin, daß die FPÖ nach wie vor eine verstaubte, deutschtümelnde Partei ist. Haiders Erfolg stützt sich darauf, daß er den Zuwachs für seine Partei vor allem aus einem völlig heterogenem Reservoir von Unzufriedenen schöpft. Die Balance aus extrem rechtem Standbein und konurlosem Spielbein wird auf Dauer nur schwer zu gehen sein. Haider wird nicht darum herumkommen, seine »rechten« Inhalte auch den Protestwählern zu bringen. Damit vergrößern sich aber auch die Möglichkeiten, sich mit Haider inhaltlich auseinanderzusetzen. Inhaltlich aber ist Haider eben von gestern.



DER LANGE

Heinrich Zwischenbrugger

ARM DES
MUSSOLINI

Am 4. November 1986 hat ein sogenanntes Südtiroler Komitee, zusammengesetzt aus Mitgliedern des Heimatbundes, der Südtiroler Volkspartei und einiger Schützen, anlässlich der KSZJ-Nachfolgekonzferenz in Wien für das Selbstbestimmungsrecht demonstriert.

Aufgrund einer Ermächtigung des Justizministers Rognoni erließ die Bozener Staatsanwaltschaft gegen die »Wiener« Selbstbestimmungsaktivisten Haftbefehl wegen »staatsfeindlicher Tätigkeit im Ausland«. Sie wurden beschuldigt, »gegen die faschistische Unterdrückung in Südtirol« protestiert zu haben, »staatsinterne und internationale Aufwiegelung zum Ziel zu haben usw.

Inzwischen wurden einige Anklagepunkte von der Staatsanwaltschaft zurückgezogen, weil sie den tatsächlichen Tatbeständen nicht entsprachen: es gab z.B. keine Südtirolkarte mit Stacheldrahtgrenze, oder in den verteilten Flugblättern stand nichts von faschistischer Unterdrückung usw.

Rechtsgrundlage für die Verhaftungswelle letzten Sommers bildete ein Gesetz aus der Faschistenzeit. Das Gesetz wurde damals von Herrn Alfredo Rocco, dem Justizminister des Benito Mussolini, mit dem klaren politischen Ziel eingeführt, kritische Elemente bis ins Exil im Ausland verfolgen zu können. Das Gesetz wurde gegen die nobelsten Figuren des Widerstands verwendet, wie Saragat, Pertini, Togliatti, Nenni etc., die nach dem 2. Weltkrieg selbst hohe Staatsämter bekleideten, aber sonderbarerweise vergaßen, das faschistische Strafgesetzbuch einer »demokratischen Säuberung« zu unterziehen.

Nachdem die Staatsanwaltschaft ihre Pflicht getan hatte, nämlich geltendes Recht anzuwenden, hagelte es Kritik seitens der lokalen, italienischen und ausländischen Presse wegen des Heranziehens eines faschistischen Gesetzes, um »Staatsfeinde« mundtot zu machen. Soweit die Vorgeschichte.

Nun hatten auch die Regionalräte lange und ausführlich über die Meinungsfreiheit diskutiert, denn sie wollten mit einem Votumgesetz das Parlament auffordern, den Art. 268 des Codice Rocco abzuschaffen. Diskutiert wurde auch über einen Änderungsantrag, eingereicht von der ALFAS und der SVP, ebenfalls alle anderen Paragraphen abzuschaffen, die gegen die freie Meinungsäußerung und gegen die Ausübung demokratischer Rechte sind (z.B. fällt unter Kerkerstrafe, die Schmähung der italienischen Fahne oder des italienischen Nationalgefühls).

Die vorgebrachten Positionen der Parteien reichten vom klaren Nein, zu Ja-aber bis hin zum Ja, zur Forderung des faschistischen Strafgesetzbuch reformieren zu lassen.

Bevor wir zu den bemerkenswerten Argumenten der Abgeordneten kommen, noch der Wortlaut des umstrittenen Artikel

269: »Der Staatsangehörige, der außerhalb des Staatsgebietes unwahre, übertriebene oder zweckgerichtet Gerüchte oder Nachrichten über die innere Lage des Staates verbreitet oder mitteilt, daß die Vertrauenswürdigkeit oder das Ansehen des Staates im Ausland beeinträchtigt wird, oder der sonst eine dem nationalen Interesse schädliche Tätigkeit entfaltet, wird mit Gefängnis nicht unter fünf Jahren bestraft.«

Die Neofaschisten

Der MSI spricht sich eindeutig gegen die Abschaffung des Art. 269 aus, ansonsten könnte man das »nationale Ansehen untergraben und die Integrität und die Sicherheit des Staates in Gefahr bringen« (die Zitate der Abgeordneten sind aus den Sitzungsberichten des Regionalrates vom 8.10.87 bis 12.11.87 entnommen). Er stützt seine Haltung mit einem Urteil des Kassationsgerichtshofes anno 1956, in dem es sinngemäß heißt, daß der Art. 269 nicht als Anschlag gegen die Gedanken- und Meinungsfreiheit angesehen werden kann, sondern jeder Staat, unabhängig von seiner politischen Orientierung, also auch der demokratische Staat, hat ein Interesse daran, sein Prestige und Ansehen vor Verleumdungsaktionen zu schützen. Für die Neofaschisten ist die Sache klar: der demokratische Staat verteidigt durch den Art. 269 nur sein Ansehen und seine Sicherheit. Andernfalls, mit der Abschaffung des Art. 269, so der Schluß des MSI, »befreien wir den italienischen Bürger und geben ihm die Gelegenheit, Ansporn und Erlaubnis (den Staat zu verleumden): wir können auch für den Bürger Sonderprämien finden, der im Ausland das Ansehen der Nation untergräbt, zerstört oder zerfeilt«. Mitolo beschwört seine Kollegen eindringlich: »... aber ihr müßt euch bewußt sein, daß mit der Abschaffung dieses Artikel jeder die Freiheit hat, antinationale Aktivitäten im Ausland zu unternehmen.«

Sonderbar ist es schon, wenn sich der demokratische Staat gegenüber den Bürgern mit einem Maulkorbverlaß schützen muß, mit der Drohung einer Kerkerstrafe. Dieser Staat muß doch eine Wirtschafts- und Sozialpolitik betreiben, die den Interessen der Bürger völlig widerspricht. Die Argumentationslogik der Neofaschisten läßt nur diesen Schluß zu, denn sonst bleibt unerklärlich, warum die Bürger ohne den Zensurartikel zu Staatsverrätern werden würden.

Die Republikaner

Auch Boesso, Abgeordneter der Republikaner, schließt sich der plumpen und einfachen Argumentation der MSI'ler an. Er fordert: »Diesen oder einen ähnlichen Artikel muß es geben, sonst können ja alle ins Ausland gehen und den italienischen Staat in schlechten Ruf bringen«. Und übrigens »gibt es im Strafgesetzbuch anderer Länder, wie in Österreich, Frankreich und der Schweiz einen Artikel, der bestimmte Strafen für die Bürger vorsieht, die sich ins Ausland begeben, um dort ihre Meinung kundzutun.« Insofern ist für die Republikaner die Beschneidung der Meinungsfreiheit nichts Außergewöhnliches — andere Länder tun's auch.

Und darüberhinaus gehört zu den »guten Manieren«, so der PRI'ler, »daß man die Wahrheit sagt, wenn man ins Ausland geht.« Was nun die Wahrheit ist, bestimmt nach dieser Auffassung in letzter Instanz die Regierung und die Staatsanwaltschaft.

Der PRI-Regionalratsabgeordnete begründet seine Entscheidung gegen den Begehrensantrag knapp und ohne große Umschweife: »Die Würde unseres Staates muß geschützt werden«. Die Argumentation Boessos läuft auf die Behauptung hinaus, daß der Staat wie das einzelne Individuum ein Recht auf eine Privatsphäre, auf körperliche Unversehrtheit und damit ein Recht auf Unantastbarkeit habe.

Es ist schon verwunderlich, wie leicht es dem PRI-Abgeordneten fällt, den Staat und die einzelnen Bürger auf die gleiche Ebene zu stellen, wenn man bedenkt, daß der Staat einerseits — ausgestattet mit dem Gewaltmonopol, dem Militär, den Carabinieri, der Polizei und Gefängnissen und zudem mit einer Reihe von ideologischen Instrumenten, von den Massenmedien bis zur Bildungspolitik — ungleich mehr Mittel in der Hand hat, die nationale Sicherheit zu verteidigen, als andererseits das einzelne Individuum mit dem Instrument der Kritik, diese Sicherheit infrage zu stellen.

Weiters, im Zeitgeist des Glasnost, der öffentlichen Diskussion, klingt die Forderung nach einer unantastbaren Sphäre des Staates anachronistisch; dies um so mehr, weil gerade der demokratische Staat ein Vollzugsorgan des Volkswissens sein sollte und deshalb die öffentliche Diskussion und Kritik als unabdingbare Grundlage des politischen Willensbildungsprozesses gelten müßte.

Und schließlich müßte die freie Meinungsäußerung ein Eckpfeiler der Demokratie sein, denn ohne diese spezifische Freiheit ist eine Diskussion zwischen den Bürgern, Parteien und dem Staat undenkbar. Ein Staat, der mit Kerkerstrafen für kritische Meinungsäußerungen droht, unterbindet wirksame Oppositionspolitik.

Die Christdemokraten

Die Democrazia Cristiana ist ähnlich wie die Republikaner um die Sicherheit des Staates besorgt. Ferretti: »Die Gedankenfreiheit muß auf eine Grenze stoßen, die jene, der nationalen Sicherheit ist; und wenn wir so weiter machen, »laufen wir Gefahr, daß jede Tat, die die freie Meinungsäußerung betrifft, erlaubt ist.«

Die Christdemokraten nehmen somit eine Ja-aber-Position ein, obwohl sie mit der SVP den Begehrensantrag zur Abschaffung des Art. 269 unterstützten hatten.

Als jedoch der Abgeordnete Alexander Langor von den ALIAS einen Begehrensantrag einbringt, der dem Parlament nahelegt, weitere 13 Artikel des Codice Rocco abzuschaffen und die SVP gezwungenermaßen mitziehen muß, (der Chefredakteur der Dolomiten, Josef Rampold, wurde wegen einer Glosse zum Pannendekret Craxis vor Gericht zitiert, genauso der SVP-Abgeordnete Franz Pahl wegen einer Stellungnahme zur gleichen Sache im Landtag) sprangen die Christdemokraten ab.

In einer Zeit des aufflammenden Nationalismus erschien den Christdemokraten ein allzu forsches Vorgehen gegen die Paragraphen aus der Faschistenzeit als zu gefährlich.

Der DC-Abgeordnete Ferruti warnte eindringlich vor der Abschaffung aller übrigen Paragraphen, die die freie Meinungsäußerung und die demokratischen Rechte begrenzen, weil dies nur dazu genutzt würde, um die »Institutionen zu zerstören«.

Daß die DC-Abgeordneten mit den drei MSI'ern am 29.10.87 den Sitzungssaal verließen, um so eine Beschlußunfähigkeit des Regionalrates zu verursachen, läßt ihre Ja-aber-Position in einem neuen Licht erscheinen: Die Democrazia Cristiana scheint sich einfach schwer zu tun mit der Wahrung demokratischer Prinzipien.

Die Abstimmung mußte daraufhin wegen Beschlußunfähigkeit auf den 5.11.87 vertagt werden. Sie wurde von den DC-Leuten abermals verhindert — durch Abwesenheit. Ferretti begründete das Fernbleiben seiner Kollegen mit »unaufschiebbaren Terminen«.

Die Kommunisten

Die Position der Kommunisten hört sich so an: Es war ein Fehler, daß Justizminister Rognoni die Ermächtigung gab, die Haftbefehle gegen die 17 Südtiroler auszustellen. Zudem sind sie überzeugt, »daß die Türen der einzelnen Staaten immer mehr geöffnet werden müssen und daß die Grenzen durchlässiger werden müssen, damit ein größtmöglicher Umlauf von Ideen, Kulturen, Menschen und Sachen stattfinden kann, aber im Respekt und in der Schätzung der eigenen und der anderen Identität.«

Bei soviel Öffnung bleibt letztendlich rätselhaft, warum sich die KPI zu den Abänderungsanträgen der ALIAS und der SVP der Stimme enthielt. Vielleicht ist es für die »demokratische« Alternative untragbar gewesen, mit den Neofaschisten, Christdemokraten und Republikanern gegen den Abänderungsantrag zu stimmen; aber dies ist selbstverständlich nur eine politische Spekulation.

Die Südtiroler Volkspartei

Die SVP brachte mit der DC den Begehrensgesetzesentwurf zur Abschaffung des Art. 269 ein, mußte dann notgedrungen, auf einen Abänderungsantrag der ALIAS, weitere Gesetzesartikel aus der Faschistenära abzuschaffen, mitziehen.

Die SVP stand als große Verfechterin der Demokratie da. Peterlini tönt: »Wenn diese Prinzipien der Rechtsstaatlichkeit, der freie Meinungsäußerung, die freie Mitbestimmung am demokratischen Leben und an der Willensbildung der Gemeinde, des Landes und damit auch des Staates gefährdet sind, dann stellen wir damit den gesamten Rechtsstaat und auch die Demokratie in Frage.« Für den SVP-Abgeordneten steht unzweifelhaft fest, daß die »Demokratie von dieser freien Meinungsäußerung lebt, ja eigentlich von der Kritik gegen die Ausübung von Macht lebt, und daß diese Kritik Same ist, um die Mitgestaltung des demokratischen Lebens zu ermöglichen.« Der SV'ler fundiert seinen Standpunkt auch historisch: »Wir beruhen hier auf der großen abendländischen Kultur, die uns allen gemeinsam ist, die ihre Wurzeln im alten Griechenland hat, wo gerade die Freiheit, auch gegen den Staat zu schimpfen, ... einfach ein Prinzip der demokratischen Grundlage des alten Griechenlands war«. Zunächst eine Richtigstellung: die große abendländische Kultur fußte nicht auf dem Prinzip der Demokratie, sondern war Ergebnis der Politik einer Minderheit. Der größte Teil der Bevölkerung (Skaven, Leibeigene, Frauen) war bis ins 20. Jahrhundert vom politischen Willensbildungsprozeß ausgeschlossen! Nun, mißt man die alltägliche Politik der SVP im eigenen Lande an ihrem postulierten Demokratieverständnis im Regionalrat, treten Ungereimtheiten auf.

Gerade der Abgeordnete Peterlini hat sich in einem Gesetzentwurf (Landesgesetz Nr. 45/85: »Ausweisung von Zonen für die Errichtung von Anlagen zur Ausstrahlung und Übertragung von Rundfunk- und Fernsehprogrammen«) gegen die Mitbestimmung der Oppositionsparteien in Sachen Medienpolitik ausgesprochen. Nach diesem Gesetzentwurf erfolgt die Zulassung von privaten Sendebetrieben durch eine Landtagskommission. Im Artikel 5 ist zu lesen: »Bei der Zusammensetzung der Kommission muß die unverhältnismäßige Vertretung der sprachlichen und politischen Minderheiten im Landtag berücksichtigt werden«.

Schön, die SVP läßt die politischen Minderheiten mitreden, entscheidet aber mit ihrer absoluten Mehrheit in der Kommission selbst. Die SVP wollte somit auch den Äther politisch kontrollieren, sie hat ja den Auftrag des Wählers dazu! Den Oppositionsparteien bleibt damit die Möglichkeit versperrt, die Regierungspolitik kritisch (auf griechisch?) unter die Lupe zu nehmen und dem Wähler eine »bessere« Politik anzubieten. Nur wenn die Regierung und die Opposition von gleichen medienpolitischen Bedingungen (z.B. paritätische Besetzung der Landtagskommission) starten, kann sich der allseitig informierte Wähler sachkundig über die Politik der nächsten Legislaturperiode entscheiden. Soviel zur SVP-Demokratie.

Zurück zur Regionalratsdebatte. So richtig froh ist die Südtiroler Volkspartei nicht über ihren Abänderungsantrag, den Codice Rocco von weiteren undemokratischen Artikel säubern zu lassen. Oskar Peterlini spricht das offen aus: »Es war Kollege Langer — und das muß ich einfach festhalten — der uns dazu gezwungen hat«. Dem SVP-Abgeordneten Oberhauser wächst dann auch die ganze Sache über den Kopf hinaus. Er lamentiert: »Ich habe einfach ein schlechtes Gefühl. Ich fühle mich

nicht meinem Gewissen nicht in Ordnung. Kollege Langer hat eine ganze Reihe von Artikeln vorgeschlagen, die abzuschaffen wären«. Oberhauser hätte am liebsten eine Studienkommission beauftragt, die sich lange und gründlich mit der Problematik auseinandersetzt. Damit wäre die leidige Diskussion über demokratische Rechte endlich in der Schublade gewesen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, daß die SVP-Parlamentarier seit 40 Jahren keine Gesetzesinitiative in Richtung demokratischer Säuberung des Codice Rocco gestartet oder unterstützt haben. Dies ist um so peinlicher, wenn man weiß, daß der derzeitige Senator und frühere Abgeordnete Roland Riz, der in der letzten Legislaturperiode Präsident der Justizkommission war, keine Initiativen in diese Richtung unternommen hat.

Nun gut, für die Abschaffung des Artikel 269 und für die Abschaffung weiterer 13 Paragraphen des Codice Rocco haben folgende Parteien gestimmt: SVP, UATT, ALIAS, WdH, FPS, DP.

Abschließend zur Debatte im Regionalrat über die freie Meinungsäußerung sei folgendes bemerkt: vielleicht hatte der Gesetzgeber gut daran getan, als er den Immunitätsartikel für Abgeordnete erlassen hat, um zumindest die Volksvertreter vor Übergriffen des Staates zu schützen. Im Art. 28 steht: »Die Mitglieder des Regionalrates vertreten die gesamte Region. Sie können wegen der in Ausübung ihrer Befugnisse geäußerten Ansichten und abgegebenen Stimmen nicht zur Verantwortung gezogen werden.«

Der einzelne Bürger hingegen kann vor dem Staat mit diesen politischen Kräften im Regionalrat seine Meinung nicht völlig frei äußern.

**»SCHEISSE,
WIEDER KEIN
MAULAUF
ERWISCHT«**



Hintergründe kennen?
Mehr wissen als
andere?
Wir informieren
vertraulich.

MAULAUF

LANA JUGENDKOLLEKTIV OHNE R.A.U.M.

Dankend abgelehnt wurde von der Vollversammlung des Jugendkollektivs Lana der Vorschlag des Vinzenzvereines, die Kündigung des R.A.U.M.es nach einer »gutmütig gestatteten« Auslaufrfrist mit 1.1.89 endgültig zu besiegeln. Dieser »Kompromiß« wurde bekanntlich in einem Treffen zwischen dem Landesamt für Jugendarbeit, der Gemeinde Lana, der örtlichen Kurie, dem Vinzenzverein und eben dem Kollektiv ausgearbeitet, und man hatte eigentlich damit gerechnet, daß er angenommen würde.

Das Jugendkollektiv ist allerdings ganz und gar nicht gewillt, auf den R.A.U.M. zu verzichten (»Unsere Tätigkeit steht und fällt mit dieser Struktur. Solange wir für diese Räumlichkeiten keine Alternative haben, gehen wir nicht, schon gar nicht freiwillig.«) Mit ihrem Rechtsbeistand Dr. Gilberto Martini wird nun nach Möglichkeiten gesucht, der Kündigung zu begegnen. Die weiteren Verhandlungen hängen vor allem vom Umstand ab, ob der Vinzenzverein mit seiner Drohung ernst macht, sofort vor Gericht zu klagen, wenn der »Kompromiß« nicht angenommen wird. Dann wäre es bereits das zweite Mal, daß in Land ein kirchlicher Verein gegen eine Jugendgruppe prozessiert, um sie loszuwerden. Offenbar ist auch dies eine Form von Jugendarbeit, wenn auch keine vorbildliche.

th.v.

Verena Mairhofer, Armin Stecher, Georg Zagler

HEISSER HERBST AN ÖSTERREICHS UNIS

Die StudentInnen streiken



Als diesen Herbst die StudentInnen Österreichs in Form von Streiks und Demonstrationen ihren Unmut äußerten, kam dies eigentlich für alle etwas überraschend.

Gründe für Proteste von seiten der Studierenden und des Unipersonals gab es genug — lange genug schon.

Hintergründe

Seit Jahren wird die Hochschulausbildung bei steigenden HörerInnenzahlen zunehmend vernachlässigt. Studierende drängen sich in Hörsäle, die oft nur ein Zehntel der notwendigen Kapazität umfassen, der Lehrkörper ist unterbesetzt, die Stipendien beschränken sich auf rund 10% aller StudentInnen, eine entsprechende Anpassung an die Inflationsrate ist schon seit langem ausständig, Ausbildungsplätze sind oft über Jahre hindurch besetzt. Lehrmittel sind größtenteils veraltet oder nur in unzureichendem Ausmaß vorhanden ...

Das »Spar-Paket«

Und als ob das alles noch nicht genug wäre, präsentierte Finanzminister Lacina das Sparprogramm der Regierung. Demnach soll nur mehr jeder zweite Planstelle im Universitätsbereich nachbesetzt, die Familienbeihilfe für StudentInnen über 25 ersatzlos gestrichen werden. Damit würden auch der Freifahrtschein und andere Vergünstigungen wegfallen. Die Befreiung von Fernseh-, Radio- und Telefon(grund)gebühren will man ebenfalls abschaffen. Mit der Novellierung des UniversitätsOrganisationsgesetzes (Drittmittelforschung) sollen die ge-

setzlichen Rahmenbedingungen für den direkten Zugriff von privaten Körperschaften (d.s. Großkonzern und Interessenverbände) auf die Universitäten geschaffen werden.

Anstatt zu versuchen, das dem europäischen Standard ohnehin weit nachhinkende österreichische Hochschulsystem zu verbessern und auszuweiten, werden Maßnahmen angekündigt, welche noch weitere Verschlechterungen mit sich bringen.

So kam es, daß die Studierenden ihrem Unmut, der sich im Laufe der Zeit angehäuft hatte, Luft machten. Anfangs allerdings nur bei wenigen.

Zur Vorgeschichte

Gerade einige hundert StudentInnen versammeln sich im Mai zu einem dreitägigen Sitzstreik vor dem Ballhausplatz in Wien; andere Aktionen finden kaum und nur unter spärlicher Beteiligung der Betroffenen statt. Man und frau wollen wahrscheinlich nicht wahrhaben, daß die angekündigten Sparmaßnahmen auch wirklich durchgeführt werden — und überhaupt — das Sommersemester läuft schon dem Ende zu ...

Nichtsdestotrotz gründen die InitiatorInnen der ersten Proteste ein Aktionskomitee — mit dem Ziel, die Studierenden zu informieren und mit der Unterstützung aller, an die Öffentlichkeit zu treten. Als der entsprechende Zeitpunkt näherrückt, werden selbst Aktivistinnen und Aktivisten der Dynamik und Handlungsbereitschaft der Studierenden überrollt. Die Ereignisse überschlagen sich.

Spontaneität und Organisation

Der 19. Oktober wird für viele zur Überraschung.

Mehr als 800 Leute kamen zu der von Grui- und Gewi-Fak der Uni Wien¹⁾ mehr schlecht als recht angekündigten HörerInnenversammlung. Erwartet wurden höchstens 3 — 400, daß sich nun plötzlich so viele für ihre Studiensituation interessieren, war kaum vorhersehbar.

Der angemietete Hörsaal im Neuen Institutsgebäude bietet denn auch nicht genügend Platz für die Anwesenden, sodaß man kurzerhand beschließt, die Versammlung in das größere Auditorium Max(torium) zu verlegen. Kurz vorher haben PublizistikstudentInnen auf einem Institutstreffen beschlossen, dasselbe zu besetzen.

Nach Beiträgen zu aktuellen Themen — von den OrganisatorInnen vorbereitet — bricht eine rege Diskussion aus. Der Vorschlag, das Audi-Max von nun an für besetzt zu erklären, wird mit Beifall aufgenommen. »Streik!« lautet die Losung.

Damit greift man und frau den Plänen der VeranstalterInnen voraus. Das Aktionskomitee, das nun schon seit rund einem halben Jahr zu den bevorstehenden Studienverschärfungen und zum Sozialabbau gearbeitet hat, hatte den 21. als Aktionstag geplant. Für den 22. war ein Streik vorgesehen und schließlich sollte die »Gesamtösterreichische Demonstration gegen Arbeitslosigkeit, Sozialabbau und Bildungsstopp« am 24. Oktober unterstützt werden.

Daß man und frau ab sofort streiken wollen und schon für Mittwoch eine StudentInnendemonstration angesagt ist — diese Entwicklung, sowie die große Zahl der Beteiligten ist nicht vorhersehbar gewesen — kommt dem spontanen Wunsch der Studierenden gleich. Monatelange Vorarbeit durch StudentInnen der Grundwissenschaftlichen Fakultät (Aktionskomitee) schließt Spontaneität nicht aus, ja macht sie überhaupt erst möglich. Gleichzeitig ist ohne das forsche Auftreten der Basis die folgende Entwicklung nicht denkbar. Spontaneität und Organisation ergänzen sich gegenseitig.

Verhalten des Rektors und Rolle der ÖH²⁾

Am darauffolgenden Tag wird damit begonnen, den Streik zu organisieren. Gruppen von 5 bis 10 Leuten besuchen die Vorlesungen, um Kolleginnen und Kollegen zu informieren, mit ihnen zu diskutieren und sie für den Streik zu gewinnen.

Der Erfolg bei diesen Unternehmen ist wohl nicht zuletzt dem Umstand zuzurechnen, daß Rektor Hockabek, der inzwischen benachrichtigt worden ist, vorlesungsfrei gibt. In das Universitätsgebäude eingedrungene Polizisten verweist er.

Gespannt sein darf man nur noch auf die Reaktion der ÖH, insbesondere der Exekutive und namentlich ihres Vorsitzenden Stefan Szyszkowitz.

Das Aktionskomitee hat — in den vorangegangenen Monaten — des öfteren versucht, die ÖH in die vorbereitende Arbeit miteinzubeziehen. Vergeblich — die Unterstützung der Großdemo vom 24 lehnt die koalitionsnahe ÖH-Exekutive jedoch ab. Den für den 22. geplanten Streik und die von über 300 Organisationen unterstützte bundesweite Aktion, versucht sie zu untergraben, indem sie für 11.11. einen Gegentermin festsetzt.

Damit ist der grundlegende Unterschied zwischen der Position des Aktionskomitees (später der Streikbewegung) und der ÖH klar: während für die Streikbewegung die Kürzungen im bildungspolitischen Bereich nur konsequenter Ausdruck einer allgemeinen konservativen Wende- (und entsprechenden Beschäftigungs- und Sozial)politik sind und die Solidarität mit allen vom Belastungspaket Betroffenen eine zentrale Forderung ist — behandelt die ÖH-Spitze die studentischen Belange als rein ständisches Problem. Solidarität mit anderen betroffenen Bevölkerungsgruppen wird dadurch verhindert.

Das hindert die ÖH jedoch nicht, sich der Bewegung — von den Ereignissen überrollt — im geeigneten Moment anzuschließen & den unbefristeten Generalstreik auszurufen, (um ihn die Woche darauf nach eigenem Gutdünken, wieder einzustellen).

Der Streik weitet sich aus

Am Mittwoch wird an allen österreichischen Hochschulen fast lückenlos gestreikt. Eine Reihe pädagogischer und Sozialakademien schließen sich an. In Wien streiken die ersten Schulen. Grazer und Salzburger StudentInnen besetzen ihre Universitätsdirektionen, Wiener PublizistikstudentInnen ein seit 5 Jahren leerstehendes Gebäude, das dem viel zu kleinen Institut zwar versprochen, aber bisher vorenthalten wurde.

Erste Solidaritätstelegramme von Betriebsräten der Verstaatlichten treffen ein. Umgekehrt bekundet die Streikbewegung dezidiert ihre Solidarität mit allen von der Regierungspolitik Betroffenen, den ArbeiterInnen der Verstaatlichten, den Frauen, Arbeitslosen, AusländerInnen, PensionistInnen ...



Die Bewegung gibt sich eine Struktur

Erste Schwierigkeiten tauchen auf. Mit der Organisation und Koordination klappt es »hinten und vorne« nicht. Wer ist für was zuständig? Wer trifft Entscheidungen? Wer ist AnsprechpartnerIn für die Medien? So und anders lauten die unüberhörbaren Fragen im allgemeinen Chaos. Im Audi Max der Uni Wien, dem Hauptquartier der »ProtestlerInnen« beschließt die Bewegung, sich eine (basisdemokratische) Struktur zu geben. Das Aktionskomitee wird vom DelegiertInnenrat abgelöst. Dieser setzt sich aus je zwei VertreterInnen der einzelnen Fakultäten zusammen, welche in den jeweiligen Fak-Plenas gewählt werden und mit einem imperativen Mandat versehen sind. Die DelegiertInnen sind also jederzeit abwählbar, sollten sie sich nicht an die Beschlüsse des Plenums halten.

Der DelegiertInnenrat hat — neben seiner Repräsentationsfunktion — die Aufgabe, die Beschlüsse der verschiedenen Fakultäten zu koordinieren; dasselbe gilt für die BundesdelegiertInnenkonferenz (mit VertreterInnen aus sämtlichen österreichischen Hochschulstädten). Entscheidungskompetenz käme den gewählten Personen demnach keine zu. Dies ist allerdings ein Streitpunkt in der so ausdauernd und fruchtlos (?) geführten Strukturdebatte. Um die Handlungsfähigkeit der Bewegung bei rasch erforderlichen Reaktionen nicht zu behindern, halten es einige DelegiertInnen für notwendig, bisweilen auch eigenständig Entscheidungen zu treffen, was — sofern sie sich an die bundesweit ausgehandelte Plattform halten — auch gerechtfertigt erscheint. Die Gründe für die an dieser Interpretation und Vorgehensweise geübten Kritik sind denn auch vor dem Hintergrund der (linken) Fraktionskämpfe innerhalb der Streikbewegung zu suchen.

Das täglich stattfindende Audi-Max-Plenum — »unser oberstes Entscheidungsorgan« — erfüllt den Anspruch »ein[es] demokratischen Forum[s]« nicht.

»Ohne ausreichende Vorinformation der Beteiligten, ohne Aufbereitung von Entscheidungsalternativen, ohne Mechanismus zur Absicherung einer egalitären Diskussionsbeteiligung degenerierte das Audi-Max-Plenum immer mehr zur bloßen Akklamationsveranstaltung, bei der der Kampf ums Mikrofon zum entscheidenden Faktor wurde.«³⁾

Die inhaltliche Auseinandersetzung soll in Zukunft in den kleineren, halbwegs überschaubaren Fak-Plenas stattfinden, die Audi-Max-Vollversammlung als breites Informationsforum dienen.

Die Bedeutung der Plena darf nicht unterschätzt werden. Zum einen ist das Gefühl oder Bewußtsein, direkt an Entscheidungen und Ereignissen teilnehmen zu können und sich unter einer Menge Gleichgesinnter zu befinden, eine wichtige Voraussetzung, die für die nächsten Tage zum »Weitermachen« nötige Motivation zu liefern. Zum anderen stellt die direkte Partizipation an demokratischer Willensbildung eine wichtige individuelle und kollektive Lernerfahrung dar, die längerfristig eine Politisierung auch bisher »unbeteiligter« Studierender bedeutet.

Zur Sammlung und Weitergabe von Informationen werden Streikbüros eingerichtet; sie sind für die wichtigsten organisatorischen Aufgaben zuständig. Für den Kontakt zu den Medien sorgt ein eigener Streikpressediens. Auf der »Bude« der SH in Wien wird eine Streikküche improvisiert.

Das ärgste Chaos ist gebändigt. Schwierigkeiten gibt es nach wie vor. Die zu bewältigenden Aufgaben und Probleme häufen sich, v.a. fehlt es an einer angemessenen Infrastruktur (Telex und zusätzliche Telefone z.B.), aber auch an Personen, die genug Bereitschaft und Engagement zeigen, in den Info-Büros mitzuarbeiten.



Erste große Demonstrationen

Am Mittwoch, 21. Oktober, kam es in ganz Österreich zu Kundgebungen. An die 3000 StudentInnen demonstrieren in Graz, jeweils 2000 in den weiteren Hochschulstädten; in Wien marschieren an die 15000 zum Bundeskanzleramt, um eine öffentliche Aussprache mit Vranitzky zu erzwingen.

Der Kanzler empfängt schließlich 4 Abgeordnete des Demonstrationenzuges, zwei Vertreter der ÖH-Exekutive und zwei VertreterInnen des Streikkomitees. Verhandlungen hinter verschlossenen Türen lehnt die Delegation jedoch ab. Das »Zugeständnis« der Regierung, das auf 25 Jahre festgelegte Familienbeihilfsalter »flexibel« zu handhaben, wird als »Kosmetik« zurückgewiesen.

Der ÖH-Vorsitzende Szyszkowitz spielt sich zum Sprecher der Demonstration auf. (Es ist eigentlich dem Hauptausschußvorsitzenden der Uni Wien (ebenfalls AG) das Rederecht zugedacht worden.) Szyszkowitz hält sich auch nicht an die inhaltlichen Vereinbarungen. Die von ihm vorgebrachte Kritik beschränkt sich auf einige wenige Punkte des Sparmaßnahmenpakets der Regierung (auch im bildungspolitischen Bereich). Die VertreterInnen der Streikbewegung, die die Rücknahme des ganzen Belastungspakets fordern, werden am Sprechen gehindert. Am Lautsprecherwagen kämpfen man und frau ums Mikrofon.

Durch die sich widersprechenden Verlautbarungen wird unter den DemonstrationsteilnehmerInnen einige Verwirrung gestiftet. Geplant ist — in Anschluß an die Kundgebung — entlang der Bannmeile vor dem Parlament, eine friedliche Menschenkette zu bilden. Der ÖH-Vorsitzende ruft zum Boykott auf. Er warnt vor Provokationen gegenüber der Polizei und den »Verführungen« durch einige »Radikale«.

Die friedliche Besetzung der Ringstraße durch ca. 3000 StudentInnen verläuft ohne Zwischenfälle. Der Versuch der ÖH-Spitze, die von den HörerInnenversammlungen gewählten VertreterInnen des Streikkomitees zu isolieren, gelingt nicht.

Auch der Aufruf zur Demonstration am 24. Oktober kann nicht verhindert werden.

»Der Zug der 40 000«

Die »Gesamtösterreichische Demonstration gegen Arbeitslosigkeit, Sozialabbau und Bildungsstopp — für eine offensive Beschäftigungs- und Verstaatlichungspolitik« — in monatelanger Arbeit vorbereitet und gut angekündigt — ist ein Erfolg. Mehr als 40000 Menschen aus den verschiedenen Bundesländern nehmen daran teil und setzen ein klares Zeichen gegen den unsozialen Sparkurs der Regierung. Alle vom Belastungspaket betroffenen Gruppen sind vertreten, (am wenigsten wohl die SprecherInnen und ArbeiterInnen der Verstaatlichten).

Einer Delegation gesteht »Vranitzky [...] zu, daß die Aktion 8000⁹ ausgeweitet wird, daß Minister Streicher auf Basis des Steyrer Appells verhandeln wird und daß im studentischen Bereich die Streikbewegung ein Verhandlungspartner ist.«⁹ Nachdem es sich jedoch um rein formale Zugeständnisse handelt, ist — was die Unterredung mit der Regierung betrifft — von keinem Erfolg zu sprechen.

In den Medien findet die Großdemonstration — eine der größten Protestkundgebungen der II. Republik — nur ein ungebührendes Echo. Die von der Polizei vorgenommenen Verhaftungen stoßen »naturgemäß« auf keine Kritik. Während drei Personen wieder freigelassen werden, droht dem vierten — einem Kurden — die Abschiebung in die Türkei. Außer ihm werden noch weitere Personen im Zuge von Demonstrationen oder bei anderen Aktionen inhaftiert, darunter ein junger Arbeitsloser — Peter Margulies — der bei den Polizeiausschreitungen in der Nacht vom 26. November auf Universitätsgelände unschuldigerweise festgenommen wird.

Bundesweiter »Rahmenforderungskatalog«

Am Sonntag, 25.10., treffen sich die DelegiertInnen sämtlicher Hochschulen Österreichs, um sich gegenseitig über die aktuelle Situation in den einzelnen Bundesländern zu informieren und über die weitere Vorgehensweise zu beraten.

Sowohl wegen der von AG, JES und RFS⁹ verantworteten Boykottmaßnahmen, als auch aufgrund der sich langsam breitmachenden Streikmüdigkeit — viele fürchten bei Fortdauer des Streiks um ihren Studierenerfolg — droht die Streikfront langsam abzubreckeln. Um das zu verhindern und eine Zersplitterung der Bewegung aufgrund verschiedener Ziele und Strategievor-

stellungen zu umgehen, beschließt man, Laborübungen, (die ansonsten im selben Semester nicht mehr nachholbar wären), nicht mehr zu bestreiken und einigt sich auf den sog. »Rahmenforderungskatalog«; Konkret wird die Beibehaltung der bisherigen Vergünstigungen gefordert (Freifahrt, Fahrtkostenerückvergütung, Halbp reis ÖBB ...), die Anpassung der Stipendien an die Lebenshaltungskosten, sowie eine Ausdehnung des BezieherInnenkreises, Familienbeihilfe weiter bis zum 27. Lebensjahr, eine von privaten Geldgebern und den Interessen des Kapitals möglichst unabhängige, »freie« Universität u.a.m.

Szyszkowitz »kann« dem Rahmenforderungskatalog zustimmen, hält aber — (auf Druck der VP?) — an einem »Aussetzen« des Streiks fest. (Aussetzen = Einstellen.) Am darauffolgenden Tag spent er, entgegen vorherigen Absprachen, Mitglieder des DelegiertInnenrates von den Verhandlungen mit Wissenschaftsminister Luppy aus.

»Streik ausgesetzt« - »Wir streiken weiter!«

Der Bruch zwischen Zentralausschuß und Streikbewegung ist perfekt. Die ÖH-Exekutive verläßt den Zug wieder, auf den sie im letzten Moment aufgesprungen ist. Dem Aufruf Szyszkowitz', den Streik während der Verhandlungen auszusetzen, wird nur teilweise Folge geleistet. Jedoch treten innerhalb der Studentenschaft und v.a. zwischen den einzelnen Fraktionen im DelegiertInnenrat verstärkt Unstimmigkeiten auf. Diese sind von Beginn an mit ein Hindernis für eine effektive Arbeit.

Zumeist fruchtlose Strukturbedebatten, unzählige Koordinations-treffen und zunehmende Differenzen auch zwischen und innerhalb der einzelnen Fraktionen, erschweren die Suche nach wirksamen Formen des Streiks und dessen Perspektiven. Eine sinnvolle Koordination der einzelnen Streikbüros scheint unmöglich. Presse, Fernsehen und Rundfunk, deren Reaktion auf die Streikbewegung nie sonderlich positiv war, werden mit unkoordinierten, oft widersprüchlichen Mitteilungen bombardiert, was einem breiteren Echo in der Medienwelt weiter entgegenwirkt. Im Streiklager selbst macht sich zunehmend Erschöpfung und Resignation breit; die Plena werden immer spärlicher besucht, auf Dauer scheint ein längeres Fortführen des Streiks unwahrscheinlich. In dieser (ausweglosen?) Situation sprangen DozentInnen und AssistentInnen der Universitäten Wien und Klagen-



für in die Bresche. Auf der Dienststellenversammlung vom Mittwoch 28. Oktober beschließen sie, in einen zweitägigen Warnstreik zu treten.

In Wien marschieren am Donnerstag erneut StudentInnen — diesmal unterstützt vom streikenden Lehrpersonals — vor das Bundeskanzleramt. In Graz, Linz, Salzburg und Innsbruck finden ebenfalls Protestaktionen statt.

Die »Urabstimmung«

Der Versuch Szyszkowitz', die Streikbewegung durch gezielte Querschüsse zu sabotieren, scheitert; 11 der insgesamt 18 Hauptausschußvorsitzenden fordern den ZA-Vorsitzenden zum Rücktritt auf. Nichtsdestotrotz präsentiert dieser am Freitag stolz »seine« Verhandlungsergebnisse, von denen Wissenschaftsminister Tuppy entweder nichts weiß oder die laut demselben noch nicht verbindlich sind. Um seine Vorgangsweise zu rechtfertigen, läßt Szyszkowitz an (fast) alle StudentInnen sogenannte »Urabstimmungsbögen« senden, in denen er sie auffordert, seine »Verhandlungstaktik« zu beurteilen. Die Fragen sind durchwegs suggestiv gestellt. (Wer wird schon gegen eine Erhöhung der Stipendien stimmen?) Und teilweise werden Zusagen von Minister Tuppy verdreht wiedergegeben. (So ist etwa die Aussage, daß die Familienhilfe weiterhin bis 27 ausbezahlt werden, schlicht falsch.) Daraufhin entschließt sich der Verband Sozialistischer StudentInnen und Studentinnen Österreichs, nachdem er die VP-nahe Aktionsgemeinschaft im ZA über zwei Jahre lang geduldet hat, dieser — spät aber doch — sein Vertrauen aufzukündigen; selbst die konservative Junge Europäische Studentennitiative distanziert sich von der Urabstimmung — wenn auch aus anderen Gründen als die Streikbewegung. Szyszkowitz hat im ZA keine Mehrheit mehr. Die Streikbewegung fordert die StudentInnen auf, die Urabstimmung zu boykottieren. Indessen gibt VP-Minister Tuppy in einer Pressekonferenz seine Zusagen an den ÖH-Vorsitzenden bekannt und äußert sich folgendermaßen zur Urabstimmung: »... ich bin nicht sehr glücklich darüber«.

Dementsprechend fällt das Ergebnis aus; Szyszkowitz möchte darin gern eine Bestätigung für die Richtigkeit seines Vorgehens sehen, obwohl nur 13% der Urabstimmungsbögen zurückgeschickt wurden und über 10000 dem Boykottaufruf der Streikbewegung gefolgt sind. (Für die ÖH trotz vorgetäuschter Zufriedenheit wohl doch eher ein enttäuschendes Ergebnis.) Übrigens fallen dieser eigenmächtigen »Alibiaktion« Szyszkowitz' einige Hunderttausend ÖS aus dem ÖH-Budget zum Opfer, (die in den Streikbüros dringend gebraucht würden).

Der Streik ist mittlerweile fast zusammengebrochen; über zwei Wochen Streik haben den StudentInnen (auch physisch) zuge-setzt, und viele befürchten, den Zeitverlust nicht mehr wettma-

chen zu können. So wird der Streik vielfach durch »andere Aktionsformen« ersetzt.

Auf den einzelnen Unis und Fakultäten haben sich verschiedene Arbeitskreise (bundesweit über 300) gebildet, die sich mit Themen wie »Sozialabbau-Alternativfinanzierung«, »Soziale Öffentlichkeitsarbeit«, »Alternatives Lernen« u.a.m. befassen. Aktionen finden immer wieder statt, der Ideenvielfalt scheinen kaum Grenzen gesetzt: es gibt Freiluftvorlesungen, um die akute Raumnot zu demonstrieren, man fährt »schwarz«-gekleidet in der Straßenbahn, um auf den drohenden Verlust des Freifahrtstatus hinzuweisen, ArchitekturstudentInnen spannen ein »soziales« Netz mit lauter Löchern, StudentInnen machen durch »Unsichtbares Theater« auf die spezielle Betroffenheit von

Frauen aufmerksam, der ZA wird besetzt, in Graz gibt es eine Ländemommit mehr als 1000 TeilnehmerInnen ...

Kreativität wird auch auf der bisher letzten großen Protestkundgebung gegen das Sparpaket der Großen Koalition am 26. 11. großgeschrieben: von Leerstühlen, über den an allen Gliedern amputierten Studenten, Hühner, die die gerupften VeterinärmedizinerInnen verkörpern (3000 Studierende an einer für 200 Personen konzipierten Hochschule), die aber lautstark verkünden, daß sie (in Wirklichkeit) nicht so leicht zu rupfen seien — über den »Hunger-Freitag« bis hin zur »Sparsau« — werden allerhand illustrative Beispiele zur prekären Lage des Hochschulwesens von über 3000 DemonstrantInnen über den Ring getragen und auf dem Ballhausplatz vor dem Bundeskanzleramt abgeladen.

Die Delegation, welche einem Regierungsvertreter Unterschriftenlisten gegen die Sparmaßnahmen der Regierung übergeben will, wird kurzerhand abgewiesen, woraufhin sich der größere Teil der DemonstrantInnen ins Audi Max der Uni Wien zurückzieht, um dort über weitere Aktionen zu beratschlagen. Noch in der derselben Nacht kommt es zu heftigen Zusammenstößen mit der Polizei.

»Nacht der Aktionen«

Es gibt Verletzte auf beiden Seiten; die StudentInnen und ein unbeteiligter Passant sind den gewaltsamen Übergriffen der — unter dem Einsatzbefehl von Major Neugeborn und Magister Zauder stehenden — Polizisten schutzlos ausgeliefert. Ein



Kärntner Jungkaufmann wird noch auf dem Polizeipräsidium brutal mißhandelt. Von den 9 festgenommenen Personen wird eine wegen »Widerstand gegen die Staatsgewalt und Körperverletzung« in Untersuchungshaft überstellt, 8 Menschen werden noch in derselben Nacht freigelassen. Trotz massiver Proteste von seiten der StudentInnen werden Margulies, der kurdische Kollege und weitere Personen im Gefängnis festgehalten.

No comment

Die Forderung der Streikbewegung nach Rücknahme des gesamten Belastungspaketes wird von der Regierung mit demonstrativer Stärke zurückgewiesen. Der Rahmenforderungskatalog, der sich in erster Linie auf die studentInnenspezifische Situation bezieht, bleibt unerfüllt.

Die für Ende '88 vorgesehene 15%ige Aufstockung des Stipendientopfes ist eine schon seit langem geplante Maßnahme und bedeutet lediglich eine Anpassung des Stipendiums an die Inflationsrate. Die Erhöhung steht aber in keinem Verhältnis zu den wachsenden HörerInnenzahlen; von einer realen Stipendienerrhöhung kann also nicht die Rede sein. Die flexible Regelung bei Auszahlung der Familienbeihilfe nach den Kriterien des Studienförderungsgesetzes war bereits ein frühes Zugeständnis des Bundeskanzlers — für die Betroffenen stellt dies eine völlig unzureichende Lösung dar.

Gemessen an den direkten Zielen, die die Streikbewegung sich gesetzt hat, sind die Ergebnisse spärlich. Auch haben die Proteste — anders als erwartet — nicht wirkungsvoll genug auf weitere vom Belastungspaket Betroffene übergreifen.

Daraus aber ein allgemeines Scheitern der Bewegung abzuleiten, erschiene uns verfehlt. Die Bedeutung der Streikbewegung ist auf anderer Ebene zu suchen.

Die Idee der Arbeitskreise

Aus dem Streik sind eine Reihe interdisziplinärer und institutspezifischer Arbeitskreise hervorgegangen. Sie befassen sich mit den verschiedensten Themen, mit der »Analyse sozialer Bewegungen«, den »Ursachen und Alternativen zum Sparprogramm«, der »Drittmittelfinanzierung« u.a.m., Mängelkataloge zu den einzelnen Instituten werden erstellt, »alternative Aktionsformen« überlegt und (hoffentlich auch) gesetzt.

»Die Idee der AKc ist eine ... auf dem Weg zu einer 'Alternati-

von Universität« — so lautet der etwas »hochgeschraubte« Anspruch. Egal (»wurschtig«) — der Kommunikationsarmut auf den Unis vermögen sich von interessierten StudentInnen selbstorganisierten und offenen AKc allernachst entgegenzuwirken. Vermittelt über gemeinsame — selbstbestimmte — Inhalte werden neue Formen des Lernen und des sozialen Umgangs erprobt. Haben bisher einige wenige (gewählte VertreterInnen) die jeweilige Arbeit am betreffenden Institut geleitet, so gibt es jetzt eine Reihe von 'neuen' engagierten AktivistInnen. Der Versuch, die Basis in die politische Arbeit miteinzubeziehen, wird durch kontinuierlich stattfindende institutsseigene HörerInnenversammlungen gewährleistet, (welche bislang nur sporadisch abgehalten wurden).

»Politisierung«

Die Streikwochen und die Zeit danach stellt für alle mehr oder weniger (aktiv) Beteiligten eine wichtige Lernerfahrung dar. Zusammenhänge sind sichtbar(er) geworden; die Bedeutung von Kapitalinteressen für das »Sparpaket« der Regierung, die Rolle der Medien und der Polizei bei der gewaltsamen Durchsetzung einer Politik der Ungleichheit.

Die so bewirkte allgemeine Politisierung einer Vielzahl von Studierenden läßt hoffen, daß »aus der spontanen Protestbewegung [sic] eine längerfristige] politische Bewegung [...] entwickel[t]«.»

»Die Grabesstille ist gebrochen — das Ende ist (nicht) abzusehen.«³⁾

Anmerkungen:

- 1) Geistes- und Grundwissenschaftliche (z.B. Philosophie, Psychologie) Fakultät
Wir beziehen uns v.a. auf die Ereignisse in Wien.
- 2) Österreichische Hochschülerschaft: öffentlich-rechtliche Vertretung der österreichischen Studentenschaft
- 3) Grisebner/Tischler: Thesen zur politischen Bedeutung der StudentInnenproteste 1987, in: Aufriss Nr. 4/1987
- 4) Arbeitsmarktfördernde Maßnahme im Sinne einer alternativen Beschäftigungspolitik (Unterstützung von Projekten ...)
- 5) Rote Perspektive Nr. 2/87-88
- 6) Ring Freiheitlicher Studenten
Originalton: »Der Streik ist erst zu Ende, wenn ... dein Zorn erwacht, weil du nicht länger Linkschaoten bestimmen lassen willst!!!«
- 7) Ernst Berger: 1968 — 1987: Kampf der Studenten, in: Tagebuch Nr. 12/87
- 8) »Radio Sozialfriedhof« auf 100,7 im November 1987

CALIMERO GESUCHT

um ihn aus seinem Eirdasein zu befreien.

Südtiroler Hochschülerschaft, Schlernstraße 3, Waltherhaus, 3. Stock, Bozen, Telefon: 974614.

EL SALVADOR

Impressioni

Nei pressi di CHUALCHAPA (Gualciapa) si trova la zona archeologica di Tazumal, l'unica d'una certa rilevanza in Salvador. Una piccola piramide Maya, in fase di ristrutturazione, soffre all'attenzione dei rari turisti che fin qui giungono. Il SALVADOR non è un paese turistico. Il suo artigianato è povero, le sue spiagge sono nere (di origine vulcanica) e nonostante le aggressive onde dell'Oceano pacifico, sono monotone.

Pochissimi sono gli indios sopravvissuti alla forzata colonizzazione e sono concentrati in due miseri villaggi.

Ma soprattutto il Salvador non ha tempo per pensare al turismo. Lasciamo Tazumal, le reminiscenze scolastiche sui Maya e le riflessioni sul turismo per concentrare la nostra attenzione sul presente che offre ad un attento osservatore sempre spunti creativi.

Da Chualchapa è inevitabile, per ripercorrere la Panamericana, passare per Santa Ana, una cittadina a 65 km dalla capitale. Sorpresi scopriamo che la città è in festa.

Il centro cittadino con le costruzioni in stile coloniale spagnolo che si affacciano su strette viuzze si è per l'occasione trasformato in una grande luna park variopinto. Giostrine artigianali mosse da vecchissimi motori a scoppio riciclati da automobili in disuso, ampi tendoni da circo per ospitare spettacoli vari improvvisati, dappertutto lunghi tavoli che offrono la possibilità di tentare la fortuna a vari giochi d'azzardo.

Sulla strada, sui marciapiedi si vende di tutto. I Iustrascarpe corrono trafelati alla ricerca di qualche cliente, gli ambulanti, rauchi, offrono la loro merce; da cucine improvvisate alcune donne chiamano la gente all'assaggio.

Sono le 11 del mattino e sebbene gonfi e scuri nuvoloni spuntino dietro le cime degli ultimi alberi oltre i tetti delle case, il caldo è umido e pesante.

Da tutto il dipartimento i campesinos calano in città in occasione della festa di Santa Anna patrono della città.

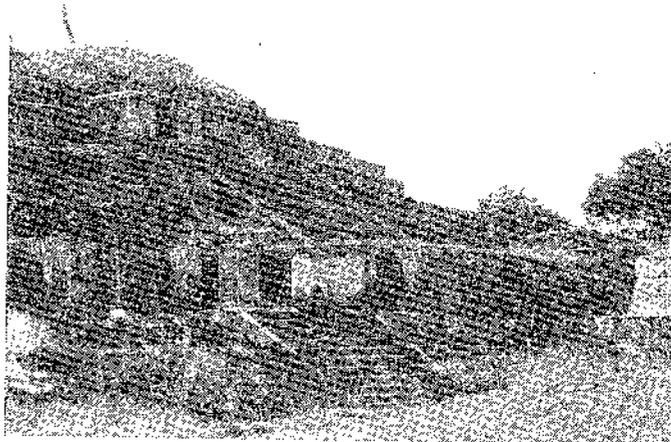
Vengono per vendere, per comprare, per ridere, per giocare, molti anche ad elemosinare, alcuni a borseggiare, altri solo a guardare. È occasione di incontro, di scambio di notizie ed informazioni di festeggianti e di solenni ubriacature.

Per altri è un'occasione per visitare la chiesa della piazza grande per portare una candela in segno di ringraziamento o per qualche richiesta.

Ben attenti a non infilare i piedi nella merce esposta camminiamo tra le bancarelle fumanti, tra odori e profumi con dentro le orecchie i suoni, le voci, i lamenti, le grida, le risate di tutta la variegata umanità di questa fiera di paese.

Il cielo oramai plumbeo, ancora non ci porta sollievo dal calore. In fondo a questo dedalo di viuzze affollatissime, di stradine distrette dalla loro tranquillità notiamo uno strano stand. Occupa gran parte della strada ed è fatto di lamiera ondulata, del tipo di quella usata per coprire le capanne di terracotta dei contadini.

L'apertura che fa da ingresso ci permette di scorgere nella penombra del locale alcuni volti di donna con lo sguardo acceso. Vicino alle donne c'è un vecchio juke-box, muto ed appoggiata a questo una corpulenta signora intenta a scacciare, annoiata, una mosca da una bottiglia di coke.



ma del
to una

la ten-

o segue
a lette-
o gene-
anello
e don-
atta di
lo spa-

ista in-
i onori
Maria
tesima
che a
senora

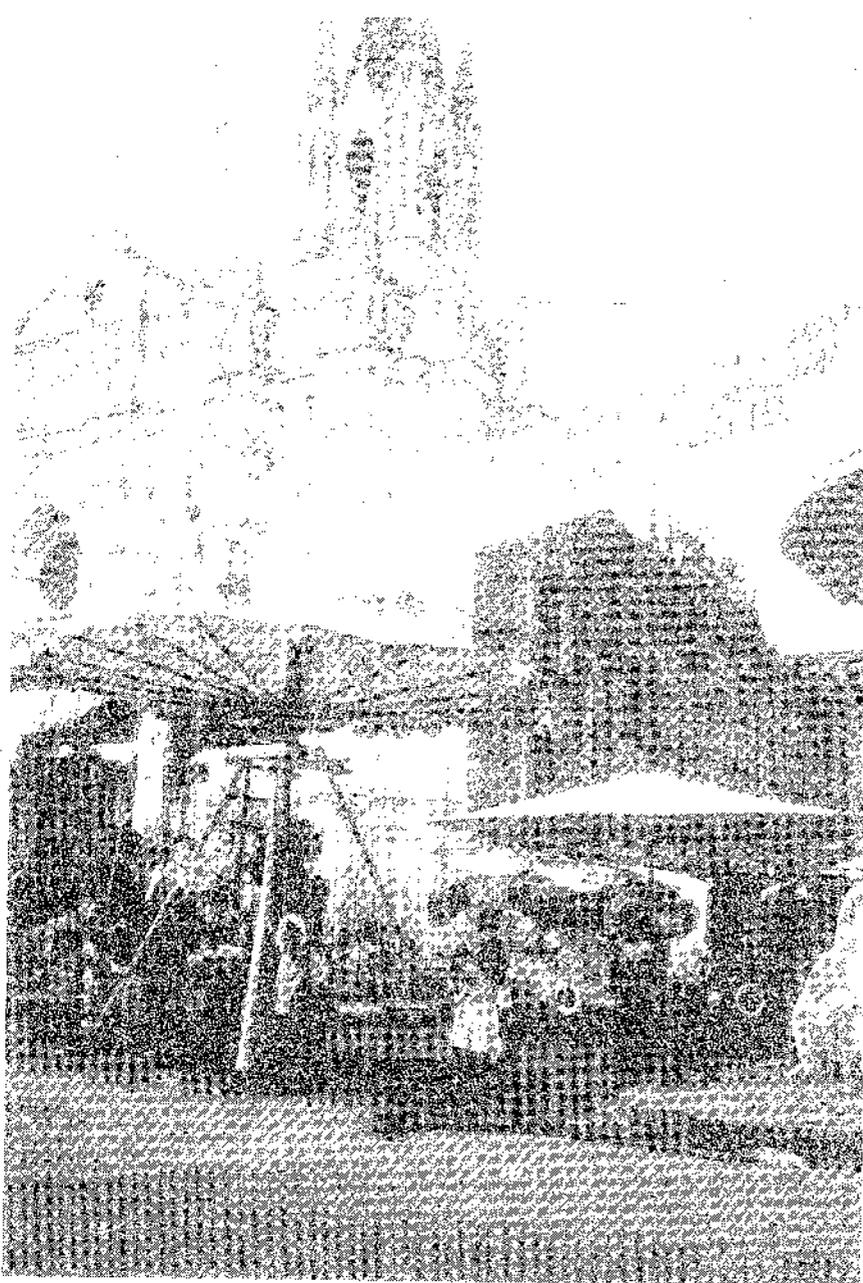
gli oc-
one sa-
pochis-
corpo,
deva i

viguél
ù dura

olo do-
i.
e, per-
Uniti.

centro-
, fame
usione
te, at-
i come
o.
questo,

ste qui
Policia
more è
gente
le feste
smonte-
te. Nel
atti. In
e ama-
liri che



Non si scompone e con dolcezza dice di avere 19 anni. Non è convincente ed infatti sorride. Poco prima Maria ci ha confessato che ne ha 15 e che è la mascotte del gruppo. Non potrebbe fare questo mestiere data l'età, ma le vicende della vita hanno portato qui anche lei.
Prima di farsi fotografare, si veste, si trucca, un po' di rossetto, una rinvivata ai neri capelli crespi, infine lancia uno sguardo compiaciuto ad uno specchietto appoggiato su una sedia ed è pronta a donare la sua immagine.
In tutto il Centro America le prostitute salvadoregne sono conosciute per la dolcezza e passionalità che mettono nel loro mestiere.
Di loro si parla nei bar di Città del Guatemala, dove molte trascorrono i fine settimana per guadagnare qualcosa di più grazie

»SIE DA

*Eintreten für eine
worden. Da ist ein
Bozen gesprochen
sichten ausemankel
Gabriel Grüner un*

*Skolast Herr Dr. Kuce
re Arbeit bei der RAI
Kucera. Ja, ich arbeite
Aber Spaß beiseite. Ich
das bedeutet also, daß
dungen bin, die die Tag
drückt zuständige vor
und Fernsehen. In me
und Fernsehnachrichte
tuel, sogar die Radiom
teilung, außerdem viele
de vorhin mit einem P
Calgary gesprochen, w
den, der aus Südtiroler
schen, der Sport gehor
Das Beispiel der Winte
die Philosophie des Ser
öffentlich-rechtlicher S
Ziel gesetzt hat, über
Weltnachrichten.
Vor allem auch die Na
nicht ganz ohne Gewicht
zug auf Südtirol.
Im Fernsehen gehört d
am Samstag, das Gespi
les in diese Abteilung, d
lette, seit 1977. Vorher
schen Händen, die es*

«KÖNNEN RUHIG KRITISIEREN, DAS IST IHR GUTES RECHT»

Skolast-Interview mit Dr. Hansjörg Kucera

Vielfältige Medienlandschaft in Südtirol ist noch immer nicht zur Selbstverständlichkeit geworden. Ein kluges und mutiges Wort wie es Hansjörg Kucera im RAI-Sender Bozen, für den »Skolast« Grund genug, sich mit diesem Mann, seiner Arbeit und seinen Ansätzen.

Ulrich Ladurner führten das folgende Gespräch mit Hansjörg Kucera.

Können Sie für unsere Leser kurz interviewen?

«Alles viel, wenn ich das sagen darf. Ich bin als Chefredakteur beim Sender Bozen Leiter der Redaktion für all jene Sendungen, die für die Nachrichten in Rundfunk-Bereichen fallen also die Rundfunk-Mittagsmagazin, Landwirtschaft aktuell ist eigenartigerweise in unserer Abend- und Nacht-Sendungen, z.B. habe ich gerade einen Redakteur hinschicken werden, der über die Ereignisse berichtet. Sie sind so auch in unsere Abteilung Olympische Spiele führt uns schon ein wenig in Richtung Bozen hinein. Wir sind ein lokales Blatt, der aber immer sich schon zum Südtirol hinaus zu berichten, also die Nachrichten aus Italien, weil das für uns ist, aber natürlich mit besonderem Bezug auf die Tagesschau, der Brennpunkt Kultur am runden Tisch dazu, das fällt alles als erster deutscher Chefredakteur in diese Abteilung immer in Italien im Sender Bozen für einen Chefre-

ditorkommen und dann auch noch, wie man so schön auf englisch sagt, vom Background. Aber es gibt immer noch Schwierigkeiten, weil wir unterbesetzt sind.

Skolast: 1982 hat es eine Gewerkschaftsinitiative gegeben. Es ist damals auch viel von einer Rai-Reform geredet worden, die einige Neuerungen zum Ziel hatte. Immer noch wird die Tagesschau aus Rom gesendet, schon damals war man für eine Vorlegung nach Bozen, man hat sich für mehr Eigenproduktionen stark gemacht, man hat eine Erneuerung der technischen Anlagen gefordert, was ja zum Teil geschehen ist, es wird inzwischen in Farbe gesendet und auch die von Ihnen angesprochene Unterbesetzung wurde damals bemängelt. Was ist aus diesen Forderungen geworden?

Kucera: Das stimmt alles, ich möchte hinzufügen, nicht nur Gewerkschaften, auch wir und die Direktion in Bozen haben sehr darauf gedrängt, daß allen diesen Mängeln abgeholfen werden soll. Dazu ist vielleicht folgendes zu sagen: Die deutschen und italienischen Sendungen im Sender Bozen werden aufgrund einer Konvention zwischen der Regierung und der Rai ausgestrahlt, Konvention deswegen, weil die Regierung aufgrund des Pariser Vertrages verpflichtet ist, deutsche und italienische Sendungen zu machen, und sie gibt dafür einen wesentlichen finanziellen Beitrag. Diese Konvention ist seit langem verfallen gewesen, und ist jetzt nach langwierigen Verhandlungen erneuert worden, d.h. sie ist bereits unterzeichnet und vom Schatzministerium abgesegnet und wir warten von Tag zu Tag — und ich hoffe, daß dies, wenn dieses Interview erscheint, schon geschehen ist — auf



um-
en die
hier in

genen

sehen,
tionen
enden.
, sind
erung
nserer
in fo-
wer-

m bei-
ie ita-
us ge-
maß
nach
wirk-
erheb-
kern,
noch
it. Es

sender
hissen
dem

spielsweise für Ihren Sender eine besondere volkstumspolitische Aufgabe, die sich auf das Programm auswirkt und die sie besondere inhaltliche Schwerpunkte setzen läßt?

Kucera: Eine volkstumspolitische Aufgabe sehe ich ohne Zweifel. Hörfunk und Fernsehen gehören zu dem, was man gemeinhin als kulturelle Betätigung bezeichnen kann. In unserer Zeit der Massenmedien sind diese beiden Bereiche glaube ich schon sehr wichtig, d.h. daß man nicht nur rezipiert und alles hereinkommen läßt, sondern sich bemüht, auch selbst etwas zu leisten, und das ist auch seit Jahren das Bemühen unseres Senders. Und je besser wir gerüstet sind mit Personal und mit Technik, desto besser können wir auch dieser Aufgabe nachkommen. Natürlich versuchen wir einen Beitrag zu leisten zur Erhaltung unserer kulturellen Identität, ich glaube, das ist wichtig. Aber wir wollen auch deutlich werden lassen, daß wir einem Land leben mit drei Sprachgruppen, mit der entsprechenden Problematik, dann auch Wege aufzeigen, die zu einem besseren Verständnis der Volksgruppen führen. Das sehe ich schon als Aufgabe des Senders Bozen an.

Skolast: Sie haben 1983 in einem Gespräch mit unserer Zeitschrift gesagt, daß man die Politik in einer Rundfunkanstalt nicht so machen kann, als ob man in Österreich oder der BRD leben würde und daß man inhaltlich der Tatsache, daß wir Südtiroler zum italienischen Staat gehören Rechnung tragen muß, und sie deshalb viel über italienische Innenpolitik berichten, im Gegensatz etwa zu den »Dolomiten«, die so schreiben, als lebten wir in einem Freistaat und die die italienische Politik fast völlig ausklammern.

Kucera: Das ist sicher einer der vorrangigsten Aufgaben unseres Senders, der in der Hinsicht vielleicht ein bißchen unbescheiden

Kucera: Was die Dolomiten nicht allzuviel hinzuzudenken, ist im Kommentar gemacht worden hat. In eine sind Briefe gekommen haben, was ich geschrie von Leuten aus allen D. Manchmal mußte ich s doch einige Ansichten und das habe ich auch einzige deutsche Tagblät mal einen schweren Sta ten wirklich so sein w wirklich nicht. Ähnlich gerade im Alpenland, ken. In Vorarlberg ist ung gemacht worden. Schweiz etwas zeigen, d wie Südtirol, wo es off ne und sich selbst finan die Schweiz eine Auspa in den Alpen ihre Zeit In Südtirol kommt no Situation hinzu, mit nu

Skolast: Es sind ja nie vergessen, daß es sich b Medienkonzern bezeich Buch- und Papierhandl agentur, einer eigenen bis auf die Seite vom übernimmt. Nur von de che wohl etwas verhar Kucera: Nein, verhar Kommentar geschriebe sagen, daß es nicht gar das oft vorstellen. Das noch hinzukommt, ist und Dolomiten. Es gib macht es sehr problema mer noch das wichtigst ihrer Aufgabe sicher b nungslinien klarer war wenn der Michl Ebner wäre, aber nicht beides, samten medienpolitisch nicht gut tun. Aber so e schen Tageszeitung, nur

ten anbelangt, da möchte ich nicht
das kann jeder nachlesen. Was ich
enthalten. Ich war damals, als ich den
erstaunt, welche Resonanz er hier-
ort hat das Telefon geklingelt und es
sich die Leute mit dem solidarisiert
habe. Es war eine unglaubliche Zahl
Bestellen. Bekannte und Unbekannte,
die Dolomiten verteidigen, weil mir
kraft gewesen sind. Die Dolomiten,
meinem Kommentar gesagt, sind das
Südtirol. Dadurch hat sie schon ein-
weil jeder meint, die Dolomiten soll-
eder sich das vorstellt und das geht
Probleme gibt es in einigen Regionen,
brauchen nur an Nordtirol zu den-
der Versuch einer zweiten Tageszei-
n besten kann uns das Beispiel der
Schweiz hat relativ kleine Regionen so
nur zwei, sondern drei gute, gelesene
Tageszeitungen gibt. Da macht
e, sonst haben die meisten Regionen
en mit quasi einer Monopolstellung,
erschwerend die volkstumpolitische
ner wirklich großen Sammelpartei ...

*... nur die Dolomiten, wir dürfen nicht
um die Athesia handelt, die man als
kann, mit der Verlagsanstalt, den
den, den Plänen einer eigenen Presse-
schaftszeitung, dem Volksboten, der
al Volgger alles aus den Dolomiten
Dolomiten zu sprechen, würde die Sa-
gen ...*

... will ich nichts, zu dem, was ich im
abe, stehe ich schon. Ich möchte nur
so einfach ist, wie manche Leute sich
der Athesia stimmt sicher und was
e Verflechtung zwischen Volkspartei
sehr enge Verflechtungen, und das
finde ich. Eine Tageszeitung — im-
lturpolitisches Instrument — würde
r nachkommen, wenn da die Tren-
Und um hier Namen zu nennen,
eder Politiker oder Zeitungsmensch
entstehen oft Probleme, die der ge-
nd auch gesamtpolitischen Situation
ich ist das nicht mit der zweiten deut-
chte ich sagen, daß der Versuch aber

sicher nicht aus der linken Ecke kommt wie die Dolomiten ge-
schrieben haben. Der führende Mann ist der Christoph
Amonn, der das aus seiner politischen Überzeugung macht,
und der glaubt, daß gerade in unserem Land, wo eine Parteien-
vielfalt nicht gegeben ist, eine Medienvielfalt notwendig wäre.
Er hat auch praktisch die »FF« ins Leben gerufen und in kriti-
schen Momenten unterstützt. Doch das Reservoir ist bei
300.000 Leuten klein und ich persönlich glaube, daß ohne die
Hilfe eines finanzkräftigen Verlegers von auswärts die Schaf-
fung einer zweiten Tageszeitung kaum möglich sein wird.

*Skolast: Sie würden also begrüßen, daß sich in Südtirol eine
zweite Tageszeitung etabliert und wie sollte sie in ihren Augen
aussehen?*

Kucera: Daß sich eine zweite Tageszeitung etabliert, bin ich voll
dafür, das könnte uns allen nur gut tun, auch den Dolomiten,
aber wie die dann aussieht, darüber habe ich mir noch keine
Gedanken gemacht. Ein wesentlicher Punkt für mich bei jeder
Tageszeitung, ist die Unabhängigkeit von politischen und kom-
merziellen Sonderinteressen. Da muß ich wieder unbescheiden
unseren Sender Bozen ins Licht rücken, der nicht von kommer-
ziellen Sonderinteressen abhängt, so wie Privatsender, die sich
sonst nicht finanzieren könnten. So wie wir jetzt arbeiten, das
muß ich noch einmal betonen, können wir auch von politi-
schen Sonderinteressen unabhängig arbeiten. Die Versuche, die
manchmal gestartet worden sind, uns zu beschneiden, die haben
wir erfolgreich abgeschlagen. Als unangenehm empfinde ich es,
wenn man hinten herum, so über fünf Ecken erfährt, daß der
eine oder andere versucht, Einfluß zu nehmen auf Programme
oder Sendungen.

Skolast: Können Sie uns dafür einige Beispiele machen?

Kucera: Es hat auch offizielle Anklagen gegeben, etwa jene von
Alfons Benedikter in den Dolomiten, der Sepp Mayr hat einmal
im Regionalrat wild gewettert, daß er den Sender Bozen auf den
richtigen Weg bringen möchte, und daß er da unterscheidet zwi-
schen den guten und den schlechten Journalisten, wobei ich im-
mer sage, Moment, da kann man nicht zwischen guten und
schlechten unterscheiden, sondern da muß man die Arbeit des
Senders im ganzen sehen. Bei internen Sitzungen in der SVP ist
der eine oder andere auch nicht immer zufrieden, der Franz
Pahl hat sich mehrmals sehr negativ geäußert, daß er von uns
desavouiert und boykottiert wird. Sie können ruhig kritisieren,
das möchte ich betonen, das ist ihr gutes Recht.

*Skolast: Glauben Sie wirklich, daß eine Tageszeitung, die von
Christoph Amonn finanziert würde, von kommerziellen Sonde-
rinteressen unabhängig wäre?*

Kucera: Das ist die zweite Frage. Kommerziell ist es sicher schwieriger, unabhängig zu sein als politisch, bei einer zweiten Tageszeitung. Ich sag nur, als Ziel wäre das anzustreben. Als positives Beispiel kann ich die FF hinstellen, wo sehr wohl die Linie des Christoph Amann und er selber auch in der Zeitung kritisiert worden sind.

Und die FF hat weiterhin gearbeitet, daran sieht man, daß er diese Unabhängigkeit auch respektiert hat.

Skolast: Sie wünschen sich also eine zweite Tageszeitung mit einem klaren politischen Profil und nicht ein Boulevardblatt mit einem ausgebauten Lokalteil und einem umfangreichen Sportteil?

Kucera: Ich verfolge gerne den Sport und bin selber begeisterter Sportler, aber diese Tendenz in vielen Zeitungen, auch in den Dolomiten, diese Tendenz, den Sport immer mehr auszubauen und die immer unsinnigeren Sachen breitzutreten, das finde ich wirklich eine verhängnisvolle Tendenz. Nichts gegen den Sport, oder gegen einen gutgemachten Sportteil wie in der Süddeutschen Zeitung z.B., aber das muß seinen ihm gebührenden Platz haben. Ein Boulevardstil wäre sicher nicht der Sinn einer zweiten Tageszeitung, sie müßte schon seriös sein und sie müßte auch die volkstumpolitische Situation berücksichtigen und die politische, kulturelle Präsenz der Deutschen und Ladinern manifestieren.

Skolast: Eine Zweisprachigkeit der Zeitung wäre nicht nach Ihrem Wunsch?

Kucera: Sowohl unrealistisch als auch unerwünscht. Ich sehe da keinen Sinn und Zweck darin. Außerdem glaube ich von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Der Versuch ist ja gemacht worden, als Wochenzeitschrift mit TANDEM. Die Zweisprachigkeit wird nicht der einzige Grund gewesen sein, daß Tandem dann mehr oder weniger eingegangen ist, aber ich glaube, es besteht einfach ein Unterschied, in welcher Weise man sich an die Italiener und die Deutschen wendet. Es schadet auch gar nichts, sich diese Mentalitätsunterschiede vor Augen zu halten. Ich sehe es ja auch bei uns in der RAI. Wir z.B. machen eine so andere Tagesschau als die Italiener, vielleicht schlechter in gewisser Hinsicht, vielleicht viel besser in anderer Hinsicht, aber sicher ganz anders. Wir haben auch immer wieder ganz andere Themen. Ich spreche auch sehr viel mit unseren italienischen Kollegen, was die interessiert, interessiert uns oft nicht. Die sogenannte »cronaca nera«, z.B. das ist für sie einfach etwas, wo sie alles in Bewegung setzen. Wir bringen natürlich die Informationen, aber wir verzichten ganz bewußt auf alle Emotionen und Spekulationen. Bei den Italienern ist das undenkbar.

Man braucht heute nur den »Alto Adige« und die Dolomiten vergleichen, wenn man das dann in eine Zeitung bringen muß, dann wird das ein zum Scheitern verurteiltes Unterfangen. Das ist eine Illusion.

Skolast: Als Chefredakteur der RAI-Bozen sind Sie ein Mann, dessen Stimme auch politisches Gewicht hat. Darum wäre es auch interessant, Ihre Meinung zur Lage in der SVP und insbesondere zur Magnago-Nachfolge zu hören.

Kucera: Den Streit um die Magnago-Nachfolge gibt es nicht mehr. Magnago ist als Parteibeamter für drei Jahre neu gewählt. Er kandidiert nicht mehr für die Landtagswahlen. Da lege ich meine Hand ins Feuer. Wer ihm als Landeshauptmann nachfolgt, ist auch klar. Luis Durnwalder ist als neuer Landeshauptmann bereits gedruckt. In der Partei hat sich gezeigt, daß der alte und neue Obmann die stärkste Persönlichkeit ist. Wenn die führenden Leute in der SVP die Ablöse gewollt hätten, wäre sie gekommen. Vor der Landesversammlung war ich der Meinung, daß ein Wechsel an der Parteispitze besser gewesen wäre, nach der Wahl und gerade jetzt im Zuge der neuen Paketverhandlungen muß ich sagen, daß mich der Dr. Magnago sehr

beeindruckt hat. Vielleicht ist es doch noch die beste Wahl gewesen. Nach dem endgültigen Abgang Magnagos wird es für die SVP schwierig sein, eine Persönlichkeit mit dieser Autorität zu finden. Magnago ist ein Mann, der viele Komponenten vereint hat. Das Land fühlt sich vertreten, genauso wie die Stadt, der Italiener fühlt sich durchaus, trotz der Kritik, die es gegeben hat, von ihm repräsentiert. Von der Mentalität her spricht er sie an. Da braucht man sich nur den Durnwalder als Landeshauptmann vorzustellen. Der Mann auf der Straße akzeptiert, wenn er sich auch nicht politisch vertreten fühlt, den Magnago.

Skolast: Das klingt jetzt ein wenig nach Schönfärberei. Wie erklären Sie sich dann, daß der MSI in Bozen die stärkste Partei geworden ist. Wenn sich die Italiener von Dr. Magnago vertreten fühlen, dann würden sie ja nicht eine Partei wählen, die die Paketpolitik, einen der Hauptfehler, der Politik Magnagos, ablehnt.

Kucera: Vielleicht habe ich mich da nicht ganz deutlich ausgedrückt. Die Politik, die die Volkspartei betreibt, die wird von einem Großteil der Italiener offensichtlich nicht geteilt, das stimmt. Ich will nur sagen, daß er als Persönlichkeit durchaus anerkannt wird. Als Beispiel: Dr. Magnago kann jederzeit in eine große italienische Versammlung gehen und er wird ganz groß gefeiert werden. Ich war in Moena, wo er bei der »Festa dell'Unità« aufgetreten ist, das war ein großer Erfolg. Diesem Mann wird auf jeden Fall großer Respekt entgegengebracht.

Skolast: Was nützt das Charisma Magnagos, das ihm niemand absprechen will, wenn die politische Wahrheit anders aussieht?

Kucera: Das stimmt natürlich auch. Nur frage ich mich dann, was sein soll, wenn ein Mann kommt, und das soll jetzt nichts gegen den Durnwalder sein, der auch nicht einmal die Fähigkeit hat als Person die Italiener anzusprechen, dann wird es schwieriger werden, als wenn da ein Landeshauptmann gibt, der auch in Rom auftreten kann.

Skolast: Man kann dies aber durchaus anders sehen. Die Landesversammlung der SVP war ja dadurch gekennzeichnet, daß Dr. Magnago die Anwesenden »totgeredet« hat, daß die Debatte auf fünf Minuten Redezeit eingeschränkt wurden und daß offensichtlich niemand — abgesehen von kleinen Parteisolдатаn — den Mut hatte, scharfe Kritik zu äußern.

Kucera: Das stimmt. Aber ich habe mir auch überlegt, die nächste Landesversammlung ohne Magnago, das wird etwas Schreckliches. Ich habe einige Landesversammlungen erlebt, in denen ohne Magnago einiges schief gelaufen wäre. Unabhängig von der Person Magnagos glaube ich, daß er die einzig mögliche langfristige Politik eingeleitet hat. Die Paketpolitik ist die einzig mögliche und vernünftige Politik. Und ich befürchte, daß in der Nach-Magnago-Zeit diese Überzeugung etwas nachläßt.

Skolast: Sie haben den Dr. Durnwalder als den sicheren Nachfolger Magnagos genannt. Nun ist Dr. Durnwalder sicher kein liberaler Politiker, glauben Sie nicht, daß sich mit Situation in Südtirol noch weiter zuspitzen könnte?

Kucera: Das ist sehr schwer zu sagen. Das hängt ja von vielen anderen Faktoren ab. Der Dr. Durnwalder, mit dem ich gemeinsam studiert habe, ist ein sehr begabter politischer Mensch. Er will sicher nicht die Situation dramatisieren und emotionalisieren. Er ist ein Mensch, der auch hart durchgreifen kann. Aber er wird die Probleme sicherlich von der sachlichen Seite her angehen, daher denke ich, daß sich durch ihn die Situation nicht zuspitzen wird. Beim Mann auf der Straße wird er sicherlich auf wenig Gegenliebe stoßen, daran habe ich gar keinen Zweifel. Aus verschiedenen Gründen wird ein Teil der Südtiroler ihm auch nicht so begeistert folgen, wie sie Magnago gefolgt sind.

ANMERKUNGEN

Um die Einzahlung vorzunehmen, ist der Einzahler verpflichtet, diesen Vordruck mit Schreibmaschine oder handschriftlich, jedoch mit schwarzer oder dunkelblauer Tinte in allen seinen Teilen auszufüllen (mit Angabe in deutscher Sprache der Nummer und Ausrichtung des Empfängerkontos, falls diese nicht bereits aufgedruckt ist).

VORDRUCKE DIE STEUERUNGEN KORRIGIEREN
GOLDFÄHRUNGEN AUFWEISEN SIND UNZULÄSSIG.
 Umsetz der Geldverkehrsbestimmungen können die Einzahler kurze schriftliche Mitteilungen an die Empfänger richten. Der Empfänger ist verpflichtet, wenn er nicht die Schecks und Einzahlungsbefehle vom Annahmestampel aufweist.

Der Empfänger kann für Einzahlungen im Postkontokorrent nur in allen Fällen, wo diese Einzahlungsart zulässig ist, für den bestmöglichen Betrag mit dem Datum der erfolgten Einzahlung befreundeten Will.

AVVERTENZE

Per eseguire il versamento, il versante deve compilare in tutte le sue parti, a macchina o a mano, purché con inchiostro nero o nero-blaustril il presente bollettino (indicando con chiarezza il numero e la destinazione del conto ricevente qualora già non siano impressi, a stampa).

NON SONO AMMESSI BOLLETTINI RECANTI CANCELLATURE, ABBASIONI O CORREZIONI.
 A tegno del certificato di accreditamento i versanti possono scrivere brevi comunicazioni all'indirizzo dei contabili destinatari.

La ricevuta non è valida se non porta i bolli e gli estremi di accettazione impressi dall'Ufficio postale accreditante.

La ricevuta del versamento in Conto Corrente Postale, in tutti i casi in cui tale sistema di pagamento è ammesso, ha valore fiduciario per la somma pagata con effetto dalla data in cui il versamento è stato eseguito.

Spazio per le causales del versamento

Raum für die Angaben des Einzahlungsgrundes

(La causale è obbligatoria per i versamenti a favore di Enti e Uffici pubblici)

Der Einzahlungsgrund ist für Einzahlungen zugunsten von Körperschaften oder öffentlichen Ämtern Pflicht

- Mitglieder 6000L.
- Akademiker 10000L.
- Abonnenten 11500L.
- Förderer

Parte riservata all'Ufficio dei Conti Correnti
 Dem Kontokorrentamt vorbehaltenes Feld



Es wird kommen die Zeit

da ihr nichts mehr haben werdet, auf daß ihr Euch ärgern könnt. Wir aber sagen euch: Dann werdet ihr gerne auf den Skolasten zurückgreifen. Denn wer jetzt seinen Beitrag zahlt, dem bleibt nichts erspart. Und wenn da noch Säunige sind unter Euch, die auch den Tribut für das vergangene Jahr entrichten, ihnen schon gar nichts.

Kleingedruckt: es Bütte den Einzahlungsgrund ankreuzen und des Jahr, für das man zahlen will, angeben (88; 87 + 88); und zahlen.

JUGEND UND ZUKUNFT
Aktionswoche vom 8. — 12. März 1988

In Zusammenarbeit mit dem Amt für Jugendarbeit und dem Katholischen Familienverband Südtirols veranstaltet der Südtiroler Jugendring landesweit eine Aktionswoche zum Thema »Jugend und Zukunft«. Im Rahmen von Konferenzen, Vorträgen und Expertenbefragungen soll die Jugenduntersuchung in den Kreisen der Wirtschaft, der Schule und Berufsausbildung, der Jugendarbeit, der Politik und der Familienbildung diskutiert werden.

Prof. Dr. Franz Pöggeler wird als Fachmann diese Aktionswoche begleiten. Er ist Inhaber des Lehrstuhls für Allgemeine Pädagogik und seit Jahrzehnten in der Jugendforschung tätig.

- 08.03.88 **Jugend ohne Zukunft?**
 20.30 h **Konflikte zwischen Jugend und Gesellschaft**
 Inhaltliche Schwerpunkte:
 —die schweigende Mehrheit der Jugend
 —Generationskonflikte
 —arbeitslos nach der Schule
 —Jugend - Radikalismus und Protestverhalten
Referent: Prof. Dr. Franz Pöggeler
Ort: Waltherhaus, Bozen, Schlernstr. 1
- 10.03.88 **Mut zur Erziehung**
 20.30 h **Erzieher sein - was heißt das heute?**
 Inhaltliche Schwerpunkte:
 —Erzieher als Vorbild und Vermittler von Werten
 —Eltern: hilflose Amateure im Erziehen?
 —gesellschaftliche Aufwertung der Erzieherberufe
Referent: Prof. Dr. Franz Pöggeler
Ort: Pavillon des Meures, Meran, Freiheitsstr. 45
- 11.03.88 **Erziehung**
 20.30 h **als Lösen von Konflikten zwischen Jugendlichen und Erwachsenen**
 Inhaltliche Schwerpunkte:
 —Aufgaben der Erziehung
 —Erfolg und Mißerfolg in der Erziehung
 —Erzieher zwischen widersprüchlichen Angeboten der Pädagogik
Referent: Prof. Dr. Franz Pöggeler
Ort: Vigil-Raber-Saal, Sierzing, Neustadt 21
- 12.03.88 **Alles den Kindern zuliebe**
 20.30 h **Mut zur Familienerziehung**
 Inhaltliche Schwerpunkte:
 —Erziehung im Zeitalter des Wohlstandes
 —neue Lebensformen der Familie
Referent: Prof. Dr. Franz Pöggeler
Ort: M.-Pacher-Haus, Bruneck, Kapuzinerplatz 3

Die Dritte Welt und wir

Wen interessiert die »Dritte Welt«?

Viele SKOLAST-Leser kennen Dritte-Welt-Initiativen, Solidaritätsgruppen und freie Dritte-Welt-Institute von ihren Studienorten, manch einer hat Studienkollegen und Freunde aus der Dritten Welt, andere arbeiten auch in solchen Organisationen im In- und Ausland mit. Wir haben einen solchen Bezugspunkt für Informations- und Solidaritätsarbeit auch in Südtirol geschaffen.

Wer sind »wir«?

Wir, das Dritte-Welt-Zentrum/Centro Terzo Mondo in Bozen, sind ein unabhängiger, eingetragener Verein mit Mitgliedern und Mitarbeitern aus allen Sprachgruppen, gegründet 1984 von zurückgekehrten Entwicklungshelfern und Südtirolern aus Dritte-Welt-Solidaritätsbewegungen. Unser Hauptzweck ist die entwicklungspolitische Informations- und Bildungsarbeit.

Was wollen wir?

Dies bedeutet zunächst einmal, sich ständig mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit der Länder der Dritten Welt in Verbindung mit unserer eigenen auseinanderzusetzen, dem vielschichtigen Verhältnis zwischen Industrie- und Dritte-Welt-Ländern nachzugehen, »Entwicklung« und ihre Inhalte und Folgen überhaupt in Frage zu stellen und Möglichkeiten einer solidarischen Entwicklungspolitik zu analysieren. Dabei wollen wir eine Perspektive wählen, die Entwicklungsprozesse stets auf globaler und lokaler Ebene, hier wie dort, zu berücksichtigen weiß und die davon ausgeht, daß eine solidarische Entwicklung auch in unserem eigenen Land beginnt.

Was machen wir?

- Wir organisieren Vorträge, Vortragsreihen, Seminare, Tagungen und Kurse sowie Ausstellungen zu Themen der Dritte-Welt-Problematik;
- wir suchen direkte und kulturelle Formen der Begegnung mit der Dritten Welt, z.B. im Rahmen von kulturellen Veranstaltungen, Filmrunden, Konzerten, Kulturaustausch usw.;
- konkrete Solidarität mit Menschen, Selbsthilfegruppen und Kleinprojekte und Bewegungen in der Dritten Welt mit entsprechenden Aktionen;
- Beratung für Jugendliche, die am Volontariat in der Entwicklungszusammenarbeit interessiert sind, Förderung dieser Alternative zum Militärdienst;
- entwicklungspolitische Bildungsarbeit mit Hilfe unserer Fachbibliothek mit über 40 Fachzeitschriften, didaktischem und audiovisuellem Material, Spielen und Ausstellungen sowie Referaten;
- wir bemühen uns um Zusammenarbeit mit anderen nicht-staatlichen Organisationen und Vereinen in Italien, im deutschen Sprachraum und in der Dritten Welt, sowie mit Entwicklungshelfern und Dritte-Welt-Gruppen in Südtirol.

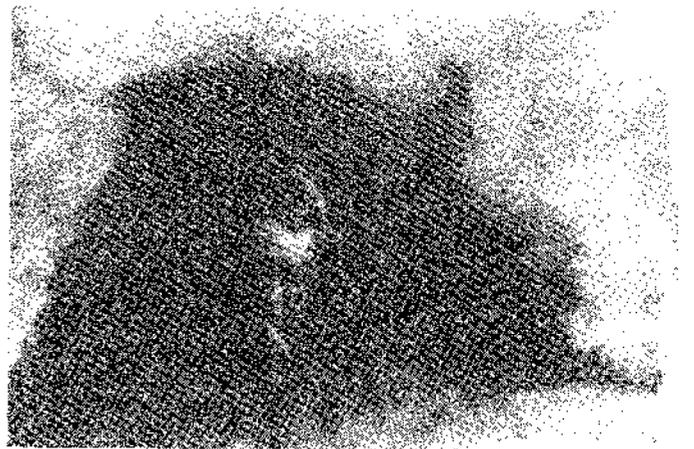
Wo sind wir?

Das Dritte-Welt-Zentrum und die »Jugend für die Dritte Welt« und seine Bibliothek haben ihren Sitz in Bozen, Lauben 49, Tel. 970489 (dort sind auch die Freundschaftsgesellschaften Italien-Kuba und Italien-Nicaragua, Sektionen Bozen, untergebracht). Öffnungszeiten Montag bis Freitag von 15--18 Uhr, wöchentlicher Treff: Dienstag abends.

Materialverleih kostenlos, Mitgliedsbeitrag: Lire 10.000.

... UND FRÖHLICH SCHALLEN

DIE LIEDER ...



norbert c. kaser, lesungen und vertonungen

die erst kürzlich erschienene kaser-kassette beinhaltet auf ihrer ersten seite lesungen kasers, auf ihrer zweiten seite vertonungen seiner gedichte. die drei musiker, ein architekt und zwei komponisten, gehen bei ihren vertonungen völlig verschiedene wege. benno simma eröffnet die zweite seite sehr vielversprechend. er wolle die gedichte kasers nicht interpretieren, so zumindest sagt er bei der präsentation der kassette. trotzdem treffen »ich krieg ein kind« und »die laerche« (für mich das schönste stück) mit ihrer unpathetik ins schwarze. von melancholie keine spur und kaser hätte das auch sicher nicht gewollt, sagte er doch einmal: »jetzt lieber norbert keine 28jährigen gefuehlchen. ein schrei am anfang einer zum schluß genuegt.«

franco bertoldis trompetenspiel finde ich sehr schön, seine phrasierungen und der klang seiner trompete erinnern ein bißchen an miles davis.

anton prestele versucht zu interpretieren, was ihm bei »der deutschen dichtung gesagt« am besten gelingt. in diesem stück wettet er mit kaser musikalisch und textlich gegen die vom existenzkampf abgehobene kultur. im »feld bei rimini« sieht man förmlich den nebel, und der osinate gongschlag versetzt uns in kasers einsamkeit, nicht nur auf besagtem feld. presteles version der »laerche« gefällt mir nicht; ich kann aus kasers gedicht einfach nicht jene dramatik herauslesen, die der komponist seiner vertonung verleih.

über die musik heinrich unterhofers etwas zu sagen ist nicht leicht. die musik an sich gefällt mir sehr gut, nur hat sie für mich zu wenig mit den texten kasers zu tun. die vertonungen sind mir für seine gedichte viel zu elitär und gehen etwa bei den »scherzi fuer kinder« — mit ausnahme vielleicht des »scherzo 9« — an der idee der einfachheit vorbei. ich hatte bei unterhofers vertonungen immer das gefühl, die texte träten gegenüber der musik in den hintergrund. hervorheben möchte ich die klare aussprache und die wunderbare stimme der sopranistin shihomi inoue.

martin silbernagl

DER HINTERN DES TEUFELS

25 Jahre »The Rolling Stones«

*Der Hintern des Teufels ist die Unruhe,
die Langeweile ist der Hintern Gottes.*

Ernst Bloch

Am 12. Juli 1962 ertönte im Londoner Marquee-Club zum ersten Mal jene Ansage, die in den nächsten 20 Jahren Millionen Menschen mit einem Schlag elektrisieren sollte: »Ladies and Gentlemen ... The Rolling Stones ... Kein Kreischen erscholl, niemand sprang auf, bestenfalls ein gnädiges Klatschen von einem Dutzend Händen war zu hören, als sechs junge Männer die Bühne betraten und schüchtern ein paar klassische Rhythm & Blues Nummern zum besten gaben. Und doch war es die offizielle Geburtsstunde jener Band, die sich mit der ihr eigenen Unbescheidenheit fortan »the greatest rock'n roll band in the world« nennen würde, die zum Synonym für jugendliches Rebellentum, Gewalt, Drogen und Sex wurde, aber auch zum Begriff dekadenten Reichtums und dem Überleben bluesgetränkter Rockmusik bis in die elektronischen 80er Jahre.

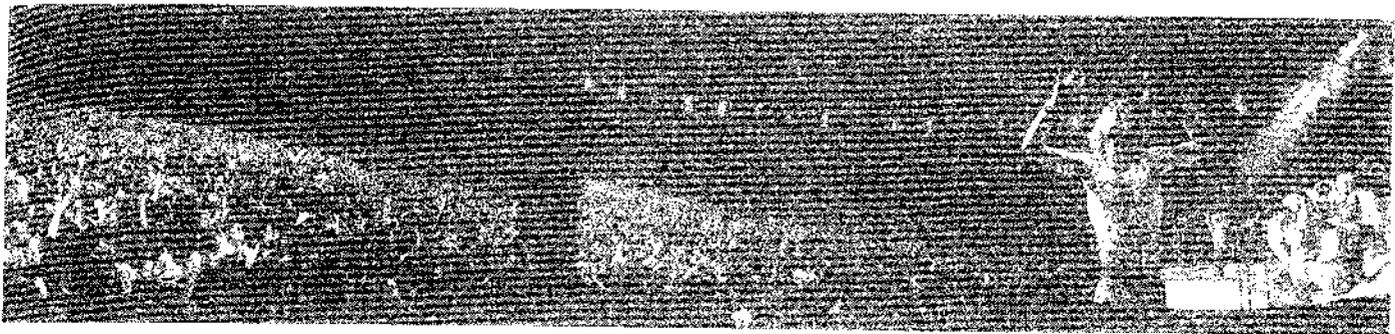
Als die Rolling Stones geboren wurden, stand England unter dem Schock fünf mit Pilzfrisuren bestückter Liverpoolscher Musiker, deren erste Platten gerade unaufhaltsam die Hitparaden nach oben kletterten, und deren bloßer Anblick die Teenager des britischen Königreiches in Hysterie versetzte. Ihr Name: The Beatles. Neidisch auf den kometenhaften Aufstieg der Pilzköpfe schielend, entsprang dem Hirn des Produzenten Andrew »Loog« Oldman die geniale Idee, die Stones zur schmutzigen Gegenversion der smarten Beatles aufzubauen. Wenn sich die Eltern und konservative Presse schon bei den harmlosen Beatles entsetzten, was würden sie dann zu den zwischen Exotik und Ungepflegtheit schwankenden Rolling Stones sagen? Oldham gelang es, der Presse den berühmten Satz »Würden Sie Ihre Tochter mit einem Rolling Stone alleinlassen?« unterzuschleichen, die Antwort war nicht schwer zu erraten.

Als die Stones einmal ihr Image hatten, ließ der Erfolg nicht auf sich warten. Zwar dauerte es einige Jahre, bis Mick Jagger und Keith Richards die erste brauchbare Eigenkomposition gelang, in der Zwischenzeit aber coverten die Stones längst vergessene Songs ihrer schwarzen Vorbilder: Chuck Berry, Willie Dixon, Muddy Waters, Howling Wolf. Sie erkannten die naive Erotik die den meisten dieser Titel anhing, und vermischten sie mit ihrem britischen Rotzubenimage. Heraus kamen unverschämte Stücke, die weit davon entfernt waren, was anderen britischen Bands in der bloßen Nachahmung der Blues-Meister gelang.

Ma muß sich einmal die Stones-Version des Willie Dixon-Klassikers »Little Red Rooster« anhören, einem Lied, das unverblümt sexuelle Anspielungen enthält: Brian Jones läßt aufreizend eine Slide-Gitarre winseln und Mick Jagger haucht das



**»Was kann ein armer Kerl schon tun, außer inner Rock'n Roll-Band zu singen, denn in London, dieser verschlafenen Stadt, ist einfach kein Platz für Straßenkämpfer ...«*



Lied so aalglatt, daß man glauben könnte, Oscar Wilde in einem victorianischen Kinderbordell singen zu hören.

Die Stones machten sich so einen Namen als widerliche Lustmolche. Traten sie irgendwo im Fernsehen auf, stürzte das viele britische und amerikanische Eltern in helle Verzweiflung. Überliefert ist die Erzählung der weißen Rocksängerin Patti Smith: »Also es war 1965. Pa brüllte aus dem Fernsehzimmer. 'Großer Gott! Großer Gott!' Ich flog die Treppe rauf ... Da hing Pa vor der Glotze und fluchte wie wahnsinnig. Ne Rock'n Roll-Band triebts da in der Ed Sullivan-Show. Pa schäumte wie ein Hund. Ich hatte ihn nie so wütend gesehen. Aber ich hab ihn ziemlich schnell vergessen. Die Band war erbarmungslos wie Mord. Ich saß in einem Feld aus heißen Punkten fest. Der Gitarrist hatte Pickel. Der Blonde auf den Knien hatte dunkle Ringe um die Augen. Einer hatte fettige Haare. Den andern war alles egal. Und der Sänger zeigte seine zweite Hautschicht und mehr als bloß ein bißchen Milch ... In sechs Minuten verschafften mir diese fünf Sinnbilder der Lust den ersten feuchten Fleck im meinem jungfräulichen Höschen. So lernte ich die Rolling Stones kennen. Sie spielten Time is on my side, mein Hirn gefror.«

Verkörpernten die Beatles in ihrer langweiligen Nacktheit die säkularisierte Fassung des Evangeliums — Man brauch' nur an den bärtigen und langhaarigen John Lennon zusammen mit Yoko Ono denken, wie sie als Adam & Eva Pärchen im Bett sitzen und brave Love and Peace Slogans aufsagen, waren die Rolling Stones das diabolische Gegenstück, die Unruhe, der Hütern des Teufels.

Ihr aufreizende Bühnenshow, der harte zupackende Sound ihrer Musik, provozierte jene triebbefreienden Gewalttätigkeiten, wie sie bei Zeltfesten auf dem Land nach übermäßigem Alkoholgenuß zu nichtigen Anlässen ausbrechen. Die Tourneen der Rolling Stones in den sechziger Jahren hinterließen allerorten eine Spur der Verwüstung. 1965 marschierte Mick Jagger in Berlin im Stechschritt und mit Nazigruß über die Bühne und stachelte das Publikum dermaßen an, daß von der Waldbühne nur noch Kleinholz übrigblieb.

Während die Beatles fromm »Love, Love, Love« (All you need is love) heulten und sich entgeistert fragten: All the lonely people where do they all come from? (Eleanor Rigby) spiegelten die Stones mit ihrer auf Gewalt angelegten Ästhetik, die Kehrseite



der gern mit Liebe, Friede und Flower-Power identifizierten Sechziger wider: sie warben für Sympathie für den Teufel (Sympathie for the devil) und huldigten dem Würger von Boston (Midnight Rambler). Ihr aggressiver Gitarrensound entsprach den von Vietnamkrieg, den Morden an Martin Luther King, John F. und Robert Kennedy, der Studentenrevolte der APO und dem Pariser Mai, der blutigen Unterdrückung des Prager Frühlings, vom Wirtschaftswunderglauben und unbewältigter Vergangenheit geprägten sechziger Jahre mehr, als der einführende Sing-Sang anderer Teenie-Bands, den Beach Boys etwa — dem Typus des gehirnampulierten kalifornischen Strandjungen —, oder den in Kastratenhöhe winselnden Bee Gees. Und es ist kein Zufall, daß ausgerechnet die Rolling Stones mit ihrem Gegen-Woodstock auf der Rennbahn von Altamont in Kalifornien, 1969, das Ende der scheinbar friedlichen Hippiezeit besiegelten, als sie in völliger Verkenntnis der Lage die faschistischen »Hells Angels«-Rocker aus San José als Ordner engagierte, und diese einen schwarzen Jugendlichen vor der Bühne erschossen. Die Stones waren zu Zauberlehrlingen geworden, die die Geister, die sie gerufen hatten, nicht mehr loswurden.

So sehr auch ihre Musik den Takt zu den Studentenrevolten gab, für Politik hatten die Rolling Stones nie viel übrig. Wohl deshalb nimmt der zweifelhaft gewordene »working class hero« Bruce Springsteen die Stones-Nummer »Street Fighting Man« in sein Konzertprogramm auf. Wer meint, hier werde zum Sozialkampf aufgerufen, hat jene Zeile überhört, die aus der Feder des ehemaligen London School of Economics-Schülers Michael Jagger stammt, für den Rebellionen nur eine Form des Business, eine Form des Geld-Machens gewesen ist und dessen revolutionäres Credo in der Frage gipfelt: »What can a poor boy do, except to sing for a rock n roll band, cause in wacky London town there's just no place for a street fighting man ...« *

Es ist witzig und gleichermaßen folgerichtig, daß die aus bürgerlichen Verhältnissen stammenden Rolling Stones zu den bösen Buben der britischen Rockmusik wurden, und nicht die aus Arbeiterfamilien stammenden Liverpools Beatles. Würden die Pilzköpfe nach dem anfänglichen Schock, in ihrer zerknirschenden Aufmüpfigkeit bald, von jung und alt geliebt, galten die Stones lange als Bürgerschreck.

Die Protestbewegungen der sechziger Jahre waren kein Aufbegehren unzufriedener Unterschichten, sondern ein rotziges »Wir wollen nicht mehr« der bürgerlichen Nachkriegsgeneration, die sich mit den Klischees von Aufbau, Vaterland und Ordnung nicht mehr identifizieren konnte, und einen heftigen, wenn auch recht wirren Angriff gegen ihre Eltern startete.

Es darf also nicht wundern, wenn heute erfolgreiche Rechtsanwälte, Ärzte, Unternehmer und gehobene Beamte ebenso wie grau gewordene Lehrer, nostalgisch zum Fakt von »if it's spend the night together« mit den Fingern schnippen.

Damals aber waren die Rolling Stones ein orientiertes Argentinus und mehr als ihre Musik lieferten ihre Drogenaffären der bürgerlichen Presse ständig Stoff für sensationelste Berichte. Auf Vermittlung der Beatles experimentierten sie mit Drogen, zu einem Zeitpunkt als die englische Polizei noch kein eigenes Rauschgiftdezernat führte. In den Jahren zwischen 1967 und 1980 wurden Mick Jagger, Brian Jones, Ron Wood und vor allem Keith Richards wiederholt wegen Rauschgiftbesitzes vor Gericht gestellt. Rhythmusgitarrist Keith Richards und seine Lebensgefährtin Anita Pallenberg ließen sich gerne als prominente Junkies feiern und gelangten zu fragwürdigem Ruhm. Im Unterschied zu namenlosen Heroinabhängigen, die ihre Sucht mit dem Leben bezahlten oder sich in kriminelle Delikte verstrickten, mußte Richards dank seines ansehnlichen Reichtums nie eine nennenswerte Strafe verbüßen. Die Stones — wohl deswegen hochgradige Identifikationsfiguren — lebten den Traum unzähliger Musiker, vom Aufstieg aus einer ungeheizten Mietwohnung im bitteren englischen Winter des Jahres 1962/63 zu gefeierten Dollar-Millionären und Rock-Gurus. Musikalisch

hatten die Rolling Stones ihren kreativen Höhepunkt zwischen 1965 und dem Anfang der 70er Jahre, in einer Zeit, als die Beatles vom Tourneeleben Abschied nahmen und sich auf Studioarbeit beschränkten.

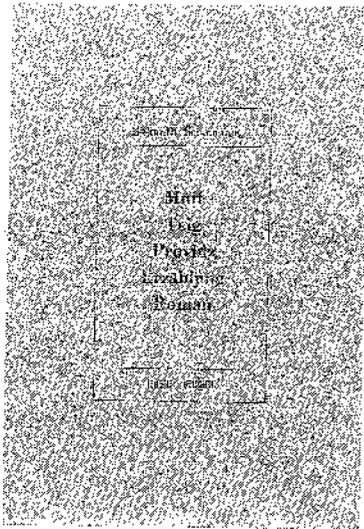
Ihre Weltkarriere begann eines Nachts in einem amerikanischen Hotelzimmer, als Keith Richards seine Gitarre zur Hand nahm und die Akkorde zu »(I can get no) Satisfaction« spielte. Richards fand das Riff so mittelmäßig, daß er glaubte, es taue höchstens als B-Seite einer Single, als er aber die Akkorde durch einen Gibson-Verzerrer laufen ließ, war die Hymne einer Generation geboren. In jenen Jahren gelangen ihnen eine Reihe hochkarätiger Alben »Aftermath«, »Beggars Banquet«, »Let it bleed«, »Sticky Fingers« und eine Handvoll Rocksongs, deren Rhythmus sich für immer in die Hirne von jedem musikbegeisterten Jugendlichen gemeißelt haben: vom vielstrapazierten »Satisfaction« zum düsteren »Faint it Black« über das zynische »Mothers little helper« bis zum knallharten »Jumping Jack Flash« und dem Spelunken-Blues »Honky Tonk Woman«, um nur die gängigsten zu nennen.

Dem musikalischen Aufstieg der Rolling Stones ging der körperliche Verfall ihres Leadgitarristen Brian Jones einher. Am 3. Juli 1969 lag Jones tot auf dem Grund seines Swimmingpools. Nach übermäßigem Alkohol- und Tablettengebrauch vermutlich durch einen Asthmaanfall ohnmächtig geworden und ertrunken. Mit ihm starb der frühe Leader und musikalisch vielseitige Stone. Nach ihm war auf einer Stones-Platte nie wieder eine Blar, Mazurka oder marokkanische Flötenmelodie zu hören. Brian Jones zerbrach am aufreibenden Leben als Rockmusiker, von Mick Jagger und Keith Richards ins Abseits gestellt, hatte er die Gruppe kurz vor seinem Tod verlassen, geschüttelt von privaten Krisen. Der unzweifelte Gitarrist Mick Taylor, der von John May als Bluesbreaker kam, ersetzte Jones und verfeinerte mit seinem Gitarrenspiel den gradlinigen Sound der Stones, die Ende der sechziger Jahre nach einem mißglückten Ausflug ins psychedelische Lager mit dem Beatles-Plagiat »Their Satanic Majesties Request« zu ihren Rhythm & Blues Anfängen zurückkehrten. Mick Taylor konnte sich bei den Rolling Stones nie wirklich entfalten und verließ nach fünf Jahren, lebend wie er stolz selbst behauptete, die Band. Ron Wood, der für ihn kam, wurde lediglich als »siamesischer Zwilling« zu Keith Richards engagiert und vermachte den Stones keine musikalischen Impulse zu verleihen.

Musikalisch sind die Rolling Stones 1978 gestorben, als ihnen nach einigen mügeren Jahren mit »Some Girls« ein Meisterwerk gelang: Eine mitreißende Mischung aus gehobenem Disco »Mae You«, Rock'n Roll »Whip comes Down«, »Respectable«, Country-Parodie »Girl with Faraway Eyes« und Reggae-Anklängen »Beast of Burden« und einer Reihe anderer glänzender Nummern »Some Girls«, »Shattered«. Die 80er Jahre sind ohne die Rolling Stones vergangen. Auf ihrer letzten Welttournee 1981/82 setzten sie ihrem immer noch fanatischen und dankbaren Publikum außer einer gelungenen Neuversion ihres Uralthits »Under my Thumb« nur noch musikalischen Schrott vor. Mick Jagers pseudo-obszöne Bühnenshow stellte selbst die faltig gewordene Frivolität einer Tina Turner in den Schatten, und Keith Richards zementierte seine Legende als Mister Rock'n Roll und legendärster Junkie, der noch immer am schönsten falsch singt und zwischen zwei Stücken an seiner Ration Jack Daniels nippt, die er neben dem Schlagzeug des kahlköpfig gewordenen Charlie Watts deponiert hat.

25 Jahre rollen die Steine. Mindestens zehn Jahre zuviel. Soll man ihnen trotzdem etwas Versöhnliches nachrufen oder sie der Mittelmäßigkeit schmähen wie der deutsche Pop-Journalist Diedrich Diederichsen es 1982 tat?

Die Rolling Stones sind ein Mythos und der Zweck der Mythen ist, um hier Roland Barthes zu zitieren, die Welt unbeweglich zu machen. Aber wer will schon stehenbleiben, »You gotta move«. Also, ihr lieben Rolling Stones. Auf dem Plattenteller drehen sich Prince, die Leather Nun und Hüsker Dü.



H. SCHÖNAUER / MUFF TEIG PROVINZ ERZÄHLUNG ROMAN • M. DE SADE / JUSTINE ODER DIE LEIDEN DER TUGEND GEFOLGT VON JULIETTE ODER DIE WONNEN DES LASTERS • K. MITTERMAIER / DAS POLITISCHE SYSTEM SÜDTIROLS • S. WEIGEL / DIE STIMME DER MEDUSA •

»Nichts ist (ge)recht auf der Welt, schon gar nicht Tirol.«

Zu Helmut Schönauers: Muff Teig Provinz Erzählung Roman. Innsbruck (Hansverlag) 1987. 115 Seiten. öS. 120

Wie funktioniert die Tiroler Literaturguerilla? Würden Sie es nicht, hätte ich gesagt: Lesen Sie Helmut Schönauer. Der schreibt wie die Guerrilleros kämpfen: für eine gerechte Sache aber mit allen Mitteln. Nehmen wir z.B. seine »Prostatarezensionen«, nachzulesen in diversen Ausgaben der Kulturzeitschrift »Sturzflüge«. Die gehen so: man nimmt ein Buch, liest es, es gefällt nicht, man fetzt drüber. Gradelos. Ohne mit einer Zeile den Inhalt germanistisch zu sezieren. Der Überfall ist gelungen. Das ist Literaturguerilla. Oder: 60 Zeilen a 50 Anschläge polemische Kurzprosa. Rawumms. Full metall jacket in der Literatur.

Doch nun, neben mir liegt ein schön gemachtes römisches Büchlein, ist der Literaturpartisan Schönauer zum offenen Literaturkrieg übergegangen. Die Publikation trägt den orakelnden Titel: Muff Teig Provinz Erzählung Roman. Fünf Hauptwörter zielen den Buchdeckel, von denen drei auf das Buch zureifen, leider sind es die ersten. Holbold Heschö, so einer seiner Ehrenitel, ist wohl der Littelkeit auf den Leim gegangen und hat sich 1,5 cm Schönauer für die Hausbibliothek drucken lassen, statt bei seiner besten Waffe, der hinterfotzigen Kurzschreiberei zu bleiben.

In einer schlampigen Sprache walzt Heschö seine Texte aus, Tirol ist das Thema, mit Transitverkehr, Todetodol (= TT), Beschlagnahmungen, Polizistendummheit, der Kurzmäßigkeit der Tiroler Literatur (der noch witzigste Text von allen). Er baut seine Geschichten auf einem guten Satz und/oder Einfalt auf, dann aber wirken sie zäh und bemüht und lesen sich wie ein Kaugummi, den man schon lange ausspucken will, weil er fad schmeckt. Nichts ist tödlicher als ein Witz, der zu lange dauert, und dieses Buch ist ein Witz, ein 115 Seiten langer, das sind mindestens 80 Seiten zuviel. Es ist so

wie Schönauer schreibt: »Sie dürfen sich von mir nicht allzuviel erwarten, darin gleiche ich den Lyrikern.«

Rallos bin ich, der Literaturpartisan hat mich enttäuscht. Wer mit jetzt den selbstgeochten Germanisten, Hofräten, Herbststimmungsrykern und politischen Firmwirern in die Weichteile? Mit diesem »Muff ...« hat sich Heschö selber das Gebiß aus dem Maul geschlagen, sich in die eigene Hose geworfen.

Und ich sitze hier und warte, daß der Holbold endlich sein Versprechen einlöst und ein gutes Buch schreibt. Warum hegen nicht seine gesammelten Prostatarezensionen vor mir, da hätte ich ihn loben müssen, was ich so gerne getan hätte.

Sollte aber nur ein Leser samt Buch beschlagnahmt werden, getreu dem Motto: Lesen Sie Schönauer »und Sie sind beschlagnahmt!« nehme ich alles zurück und behaupte nie wieder, ich hätte beim Lesen des Buches vergeblich auf »mein Bumsen wie nach einem Blitz« gewartet.

(P.S. Die Klammer im Titel stammt von mir. G.G.)
Gabriel Grüner

Marquis de Sade, Justine oder Die Leiden der Tugend gefolgt von Juliette oder Die Wonnen des Lasters.

Der übliche Einwand, Sades Werke seien reine Pornographie ist zu billig, um es weit zu sein, widerlegt zu werden. Anders verhält es sich mit dem Vorwurf, seine Bücher seien zutiefst atheistisch, gesellschaftsfeindlich. Sie sind es fürwahr. So läßt er kaum eine Gelegenheit aus, gegen Gott, Kirche und Religion seine Geschosse abzufeuern: historische Fakten gleich wie philosophische Einwände.

Und sein Ruf, er sei gesellschaftsfeindlich, läßt sich nicht zuletzt auf die Radikalität seiner Kritik zurückführen, die in der Person und im Werk des Marquis eine schier unverträgliche Intensität erreicht zu haben scheint. Eine Gesellschaft, die sich ihrer Scheinhaftigkeit zwar bewußt ist, es jedoch glänzend versteht, sich selbst diese als Wirklichkeit zu verkaufen, reagiert am so empfindlicher auf Angriffe in der Machtart de Sades. Doch hat sie wirkungsvolle Mittel gegen Menschen, die sich die Freiheit herausrechnen, gewisse Spielregeln als pure Falschspielerei, als Betrug und Verbrechen zu demaskieren. Und der Marquis de Sade geht noch einen kleinen Schritt weiter. Er zeigt den gesellschaftlichen

Schein als Mittel zum Zweck für einige wenige, er zeigt, daß für den Menschen trotz (!) Vernunft, das Naturgesetz des Stärkeren gilt und daß jeder, der diese Zusammenhänge nicht durchschaut, unwillkürlich zum Opfer, zum Spielball für jene wird, die mit diesem 'Umstand' bestens zu hantieren wissen. Um endlich konkret zu werden, de Sade hat er kanni, daß wer die Macht über die Sexualität hat, gleichzeitig die Macht über den Menschen hat. Neben der vielgepriesenen Vernunft, ist es eben diese verurteilte Sexualität, oder besser die Tatsache, daß wir einen nicht unbeträchtlichen Genuß an ihr haben (können), der uns vom Tier unterscheidet. (Und auf diesen Unterschied legen wir doch besonders Wert.)

Da es sich aber mit der Vernunft ähnlich verhält wie mit Edelsteinen, denen die Seltenheit den Wert diktiert (!), und es ein Leichtes ist, diesen Wert in der Gesellschaft konstant hochzuhalten, wenden wir uns der weit gefährlicheren, weil unkontrollierbaren Sexualität zu.

Die Macht der Sexualität hat nicht erst de Sade erkannt und Freud schon gar nicht, die Erkenntnis über den Zusammenhang zwischen Macht und Sexualität ist vielleicht nicht so alt wie die Menschheit selbst, doch viel jünger als die Vernunft dürfte sie nicht sein.

Sein Adam und Eva vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, und sich daraufhin vor Gott, ihrem Schöpfer, ihrer Geschlechtlichkeit schämten, ist der Mensch zur Sünde fähig. Die menschliche Sexualität

ist war es der Kirche wert, Gott die ersten Menschen aus dem Paradies (ohne Sexualität) jagen zu lassen. Soviel als Beweis, daß die Kirche der Sexualität seit jeder erstrangige Bedeutung beimißt und nicht ungeschickt damit umzugehen weiß. Das mit für den Menschen fatalen Folgen. Trotz barmherzigem Gott, der alles vergibt, hält die Kirche damit das denkbar effektivste Mächtmittel in der Hand: Ist doch die Sexualität der Grund, warum die Menschheit ihre Unschuld verloren hat und von Gott verstoßen wurde — nicht Mord, nicht Gotteslästerung, nicht Betrug, nicht sonst ein Verbrechen, sondern allein die Lust an der Sexualität. De Sade zitiert und kritisiert kein Werk öfter als die Bibel, und, wie ich meine, steht dies in einem quantitativ gerechtfertigtem Verhältnis zur, damals wie heute, immer und überall gegenwärtigen und alles durchdringenden römisch-katholischen Glaubenslehre, zur Religion des Christentums. Besagte, verlorene Unschuld wiederzuerlangen, ist denn auch erklärtes Lebensziel der gläubigen Mehrheit, und sie hat zwei Möglichkeiten, diese auch tatsächlich zu erreichen: Durch Verleugnen der menschlichen Natur, was im besten Fall zu kleiner Inkonssequenzen führen kann, im schlimmsten Fall oft genug katastrophale Folgen mit(e), oder durch Ignoranz (»Selig die Armen im Geiste!«).

Die Helden in den Werken des Marquis de Sade, außer Justine selbst, liefern den Beweis, daß es trotz und wegen der Sexualität frei von Schuld zu sein. Sie wissen nämlich, daß es Staat, Gesellschaft und

Kirche vorzüglich verstehen, durch Vorschriften und Klügelgedrucktes die einzelnen Individuen zu kontrollieren, sie ihrer Freiheit zu berauben. Und sie sind sich der Wirksamkeit der als Machtmittel eingesetzten Sexualität voll bewußt. Mit diesem Wissen setzen sie sich über alles hinweg, um Welt und Menschen ihrem Willen, ihrer 'Natur' zu unterwerfen. Ein radikaler Egoismus ist für sie das Instrument, 'sich zu verwirklichen', mit allen Konsequenzen. Und da Ethik und Moral ein Machtwort der Menschen sind, die Menschheit jedoch nur ein Teil der Natur, gilt es, vorrangig und ausschließlich der Gesetzen der Natur zu entsprechen. Auch hier wiederum mit allen Konsequenzen. Unnötig zu erwähnen, daß eine eventuelle Schuldfrage, bestenfalls an die Natur selbst zu richten wäre.

So grausam geschilderte Szenen sind, so schmerzhaft beschriebene Perversionen sein mögen, so schrecklich sich manche Gedankengänge auch anhören mögen, es fällt der Geschichte nicht schwer, diese zu überbieten. Die wirkliche Gefährlichkeit des 'göttlichen Marquis' liegt also nicht in den beschriebenen Abscheulichkeiten wie gerne vorgeschrieben wird, sondern in den, der Realität entsprechend immer noch aktuellen aufgedeckten Zusammenhängen.

II

Der Marquis de Sade (1740 — 1814) wurde selbst Opfer der übermächtigen Maschine, die sich Gesellschaft nennt. Wegen seiner, im Vergleich zu Zeitgenossen, beschriebenen Ausschweifungen verbrachte er rund 30 Jahre seines Lebens in Einzelhaft bzw. in einer psychiatrischen Anstalt. Auf Bereiben seiner einflußreichen Schwiegermutter, die um die Ehre ihrer Familie besorgt war und ohne Gerichtsamt. Er reagiert darauf auf seine Art: Er schreibt 'Die 120 Tage von Sodom', eine fast lückerlose Katalogisierung aller vorstellbaren Verbrechen an Menschen, 'Die Philosophie im Boudoir', über die Erziehung einer 15jährigen Jungfrau, wobei alle Register gegen Sitten, Moral und Religion gezogen werden, er schreibt die 'Justine', die Geschichte von »Zwei Schwestern. Die eine (Justine) von ausschweifender Lebensart, lebt glücklich in Überfluß und Wohlstand, die andere (Judith), ausgesprochen anständig, verfängt sich in unzähligen Fallstricken, die sie schließlich in ihr Verderben ziehen.«

Diese Ausgabe ist die vollständige Übersetzung des 1797 anonym erschienenen Werkes 'La nouvelle Justine', einem Doppelroman, der Sades dritte Bearbeitung einer Erzählung darstellt, die er schon 1787 für

eine Novellensammlung entworfen hatte. Dem mit über 1100 Seiten überaus umfangreichen Roman sind ein Nachwort über 'Sade in Deutschland' und eine scheinbar vollständige und höchst interessante Auflistung der 'Literatur von und zu Sade in deutscher Sprache', von 1796 bis 1988, angehängt.

III

'Er ist der einzige und vollkommene Revolutionär, den es je gegeben hat. Er ritzt in allen Begriffen, die sich die Menschheit seit Generationen gemacht hat, ohne sie anders als gegen andere anzuwenden, und zeigt, wie hilflos das Haus ist und immer war, in den sie sich behaglich für alle Zeiten eingerichtet zu haben glaubt.' (Dreuch, in Sachen De Sade', 1974, S. 264)

Der 'göttliche Marquis' versucht durch die totale Negation der Gesellschaft, des Menschen und seiner Geschichte, das einzig Ursprüngliche, das Leben und die Natur des Menschen zu retten. Er bekämpft Feuer mit Feuer. Trotzdem, die Revolution hat zu unserem eigenen Leidwesen noch nicht einmal begonnen, denn wie bereits erwähnt, auch die Gesellschaft hat Waffen gegen ihre Feinde, und keine ist so wirksam wie das Festschweigen. Reinhold Giovanetti

Karl Mittermaier, Das politische System Südtirols, Brixen 1987, 15.000 Lire

Karl Mittermaier ist ein Stehaufmännchen. Das erste Buch des Brixners »Südtirol — Geschichtspolitik-Gesellschaft« 1986 erschienen, war von der Kritik dermaßen verrissen worden, daß man dem Autor, wenn nicht das Ende seiner publizistischen Karriere, so doch eine Verschnaufpause gewünscht hätte. Mittermaier hat nun sein zweites Buch vorgelegt. »Das politische System Südtirols«, so der Titel des schmalen Werkes.

»Das Buch will weniger analysieren als darstellen und eine Einführung geben« (S. 8). Mittermaier ist vorsichtig geworden: Trotzdem ist das, was auf den folgenden 160 Seiten dargestellt wird, nicht weniger als ein Handbuch für den »Südtirolinteressierten«. Dem Inhaltsverzeichnis folgend werden die Parteien, die Verbände, die Medien und der institutionelle Rahmen Südtirols besprochen. Außerdem, und das macht das Buch fast schon unheimlich, werden nacheinander die italienische Verfassung, der Widerstand in Italien und Südtirol, die politischen Parteien Italiens, Aspekte des politischen Kultur und die Gewerkschaften von ihren Anfängen bis zur Gegenwart dargestellt.

Der Autor hat sich Mühe gegeben und viel Material zusammengetragen. Aus der Feder geflossen ist ihm ein Ärgernis.

Da ist zuerst einmal über die Lesbarkeit des Buches zu sprechen. Ein wissenschaftliches Werk muß nichts für literarische Feinschmecker sein, aber darf es sich deshalb so lesen: »Sein Einsatz (des Andreas-Hofer-Bundes, Anm. U.L.) galt politisch verfolgt ins Ausland zu schmuggeln und der Vermittlung von Geheiminformationen an die Alliierten« (S. 22), oder »Die Abtrennung des Landes vom österreichischen Tirol gegen die Bevölkerungsmehrheit ...« (S. 152)? Zwei Beispiele stellvertretend für viele andere. Aber man soll nicht kleinlich sein. Darum beschränke ich mich auf sachliche Kritik. Daß dies am Ende nur eine langweilige Aufzählung von Fehlern und Plattheiten sein wird, möge man mir nachsehen. Kritik kann in der Tat zum mißratenen Geschäft werden.

Im Unterkapitel »Entstehung der Südtirolfrage« schreibt Mittermaier zur Situation der deutsch- und ladinischsprachigen Südtiroler nach der faschistischen Machtübernahme: »In Südtirol mußte mit der Annexion ein Umdenken erfolgen und das psychisch verwurzelte Österreichsbewußtsein auf den nationalen Begriff großdeutsch ausgeweitet werden; denn nur die Betonung der großdeutschen Zu-

gehörigkeit konnte auf lange Sicht die deutsche und ladinische Volksgruppe vor der Italianisierung retten und das Land dem deutschen Sprachraum nördlich des Brenner zurückführen« (S. 14). So als ob sich die »nationale großdeutsche Ideologie« nach 1922 (!) als einzige Alternative angeboten hätte, so als ob dieser Schritt von allen Südtirolern notwendigerweise vollzogen worden wäre. So wie es Mittermaier darstellt, ist diese Aussage eine irreführende Halbwahrheit. Einiges über den um Sachlichkeit bemühten Autor sagt auch der folgende Satz aus: »Das Verdienst der Lehrer (der Katakombenschule; Anm. U.L.) war es, den zunehmenden Analfabetismus im Lande zumindest z.T. abzuheilen« (S. 20). Die Form dieses Analfabetismus müßte genauer gefaßt sein, will man nicht annehmen, daß jeder, der nicht mehr deutsch schreiben und lesen kann zum Analphabeten wird.

Nach der Darstellung der italienischen Verfassung und Verfassungsgeschichte, in der unter anderem so höhnende Sätze zu finden sind wie: »Durch die Partizipation der Kommunisten (an der Verfassungsgebenden Versammlung, Anm. U.L.) fanden mehr pluralistische Grundsätze Eingang. Während der Debatte machte sich ein größerer Pragmatismus breit« (S. 31), kommt der Autor auf die italienischen Parteien zu sprechen. Zu lesen gibt es da Nichtsagendes bis Haarsträubendes, alles gut durchmischt mit völlig zusammenhanglosen Informationen. Die DC nimmt im »italienischen Vielparteiensystem den populärsten Rang ein« (S. 37), weiters ist sie »primär christlich orientiert, trotzdem ist ihre Stellung als katholische Partei umstritten« (S. 38). Die Abschaffung des Privateigentums nimmt im Programm der Kommunisten immer noch eine »zentrale Stellung ein« (S. 40). Enrico Berlinguer hat das »Programm des Eurokommunismus populär« gemacht, darin fordert er die »Gewährung (!) der bürgerlichen Freiheiten« (S. 41). Die italienischen Parteien befürchten, daß durch den »PCI ein Radikalismus« (?) (S. 45) in die italienische Politik eintreten könne. Überhaupt hat Mittermaier Schwierigkeiten den Sinn von Fremdwörtern zu begreifen. Ein Beispiel dazu. Der Artikel der italienischen Verfassung (»Italien ist eine Republik, die auf Arbeit begründet ist«) ist Ergebnis eines Kompromisses. Mittermaier nennt dies einen »kompromittierten Verfassungstext« (S. 40) d.h. ein in seinem Ansehen geschädigtes Verfassungstext (s. Duden Fremdwörterbuch). In dieser Manier geht es weiter. »Der PRI verfolgt die Auflösung der Nationalstaaten, auch Italiens« (S. 48), der MSI feiert zunehmend »Wahlerfolge« (wo bitte?) (S. 48), die Sozialisten haben seit Craxis Übernahme des Parteisekretariatsamtes einen neuen Inhalt zu verfolgen, nämlich »die Überwindung der italienischen Krise« (S. 44). Das abschließende Kapitel dieses

Abschnitts: »Aspekte der politischen Kultur« liest sich wie ein Schauermärchen. Mehr ist dazu nicht zu sagen.

Aufdringlich platt geraten dem Autor die »politologischen Aspekte zur SVP«. Das Kapitel beginnt mit dem Satz: »Unter den Mitgliedern der SVP gibt es zwei Gruppen: Aktivisten und Beitragszahler« (S. 77) und endet mit den wahrhaft erleuchtenden Worten: »Mit der Definition der Volkspartei hat sie gemeinsam (die SVP, Anm. U.L.): Am Wahltag eine möglichst große Zahl von Wählern auf sich zu vereinigen« (S. 78).

Unter der schludrigen Arbeitsweise Mittermaiers leiden die Kapitel »Parteienfinanzierung« und »Wählen, Wahlverhalten und Verteilung der Landtagsitze« besonders. Von der Parteienfinanzierung in Italien behauptet Mittermaier, daß sie undurchsichtiger sei als in anderen Ländern (S. 84) und will dies mit dem 1970 (!) erschienen Buch »Das politische System des deutschen Politikwissenschaftlers Klaus von Beyme belegen. Die Neuordnung dieser Materie wurde aber erst, und Mittermaier schreibt dies einige Zeilen später, durch das Parteienfinanzierungsgesetz vom 2. Mai 1974 geregelt. Das soll nicht heißen, daß die Parteienfinanzierung seither transparenter ist, aber es soll eine Aufforderung sein, den alten Beyme beiseite zu legen und sich neuerer Literatur, insbesondere aus dem italienischsprachigen Raum, zuzuwenden. Im Kapitel zu den Wahlen sieht der schlichte Satz: »jeder Kandidat ist gewählt, wenn er 65% der gültigen Stimmen erhält« (S. 87). Einige erläuternde Worte sind dem Autor in der Eile verloren gegangen. Daß dann die Tabelle über die Verteilung der Landtagsitze andere Zahlen als der vorübergehende Text anführt, wird zum kleinen Ärgernis am Rande.

Das Kapitel »Gewerkschaften, Verbandswesen und Interessengruppen« beinhaltet außer einer höchst langweiligen Auflistung von Statuten und Programmen eine Ansammlung skurriler Sätze. Einige Beispiele: »Im Wirtschaftsprogramm der CISL wurden die volkswirtschaftlichen Grundsätze (welche?) in allen Gewerkschaftsangelegenheiten berücksichtigt« (S. 94). »Friedlich sollten 1969 die Tarifverhandlungen abgeschlossen werden, als ein Bombenattentat in Mailand den Beginn der "Strategie der Spannung" ankündigte« (S. 94) (es folgt keine weitere Erklärung!) und zum Abschluß noch ein Glanzstück Mittermaierschen Sprachgefühls: »Die Struktur der Lohnreform begann« (S. 95) (Ich möchte darauf hinweisen, daß diese Sätze nicht aus dem Zusammenhang gerissen sind.) Daß auch hier fast nur deutschsprachige und zudem veraltete Literatur verwendet worden ist, erwähne ich nur der Pflicht halber.

In den Kapiteln über die Kirche in Südtirol, das Schulwesen, die Gemeinden, Bezirke, Talgemein-

schaften und Sanitätsseinheiten stellt der Autor schon fast neurotisches Verlangen, Broschüren und Handbücher abzuschreiben, unter Beweis. Auch das Abschlusskapitel zur Mittermaier nicht zur Wiedergutmachung begangener Domizilstrafen. Zu Papier gebracht werden hier Bierischwahrheiten. Aber am besten, der Autor kommt selber zu Wort: «Frauen scheint nicht nur im Falle Südtirol bei der Gesetzesdurchführung nachzuhinken. Bis heute sind noch immer wichtige Artikel der italieni-

schen Verfassung nicht verwirklicht: (11), besonders die Artikel 27, 28, 31, 33, ...» (S. 156), und die Sätze, die das Buch abschließen: »Die Südtiroler Volkspartei geht auf ihren politischen Kurs. Sie legt sie auf die Wählerinnenkonventionen verweisen kann, das ihr 22 Mandate im Südtiroler Landtag garantiert, ist sie die erste politische Kraft im Lande ... Die SVP ist in Südtirol die erfolgreichste Partei, die Vorwürfe der Opposition können der SVP Erfolgsblitz kaum etwas anhaben« (S. 160).

Einem unzweifelhaften Vorteil hat das Buch aber schließlich doch nämlich den, daß es erschienen ist. Denn Mittermaier versucht eine tatsächlich bestehende Lücke zu füllen. Daß diese aber mit billigerem Rausch aufgefüllt wird, macht das Buch auch noch gefährlich. Aus diesen und den oben angeführten Gründen sehe ich mich gezwungen, dem Autor Karl Mittermaier folgenden Rat ans Herz zu legen: in naher Zukunft keine Zeile mehr zu veröffentlichen.

Ulrich Ladurner

Sigrid Weigel, Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen, Döllmen-Hiddingsel, tendo-Verlag, 363 Seiten, DM 32

»Noch müssen wir dagegen arbeiten, daß die im Schatten des Mannes Gemachte (...) zerstückelt wird in Theaterstücken, in Büchern, begraben oder verschwiegen wird im Namen.« (CIXOUS: Weiblichkeit in der Schrift)

Weigel schreibt dagegen an und das Ergebnis ist ein unkonventionelles Buch zur Literatur von Frauen. Sie ist sich bewußt, was es bedeutet, sich als Frau in ein Metier zu begeben, das ein männliches (d.h. von Männern beherrschtes) ist, was auch für die Literaturgeschichtsschreibung gilt:

»Wenn diese (die Frauen, C.U.) versuchen, das, was aus den herrschenden Redeweisen und Überlieferungen ausgeschlossen ist, zu beschreiben, dann müssen sie den Ort, von dem aus gesprochen wird, einnehmen; und dort sind sie immer schon die Beschriebenen ...« (8)

Weigel kennt die Gefahren der Literaturgeschichtsschreibung: die Selektion, die Kanonbildung, den Entwurf von Epochen- und Stilbegriffen, sowie das Vergessen, das Verschwinden von literarischen Texten und Autor/innen:

»Die Literaturgeschichtsschreibung ist eine Disziplin im wörtlichen Sinne, d.h. eine disziplinierendes Verfahren, welches internen Prozeduren der Kontrolle und Einschränkungen des Diskurses (Foucault: Die Ordnung des Diskurses, C.U.) folgt.« (12)

Frauen beschränken sich besser darauf, die männliche Literaturgeschichte gegen den Strich zu lesen, die Praktiken des »Vergessens« zu untersuchen und schreibende Frauen wiederzuentdecken. Dies drückt sich darin aus, daß es zwar zahlreiche Aufsätze und Artikel zu weiblichen Autoren gibt, jedoch kaum zusammenhängende, umfassendere Veröffentlichungen. Dem Bedürfnis, die wiederentdeckten Schriftstellerinnen und das angesammelte Wissen über die Frauenliteratur festzuhalten und eine Bestandsaufnahme vorzunehmen, kommt Weigel mit ihrer Literaturgeschichte entgegen.

In Anlehnung an Foucaults Diskursgeschichte orientiert sich Weigels Literaturgeschichte nicht an literarischen Höhepunkten und auch nicht an traditionellen Epochen-Werk- oder Autorbegriffen. Keine chronologische Entwicklung wird aufgezeigt, sondern anhand einer Reihe von Texten, die sie unter bestimmten Themen (z.B. Aufbrüche, Verweigerungen, vom Körper schreiben, Vaterbücher - Töcherschriften, Entmannungen, Weibsbilder, Sprache der Liebe, Mythen und Schrift etc.) grap-

phieren, werden Gattungsfragen, thematische Parallelen und Schreibweisen diskursiv bearbeitet.

Ihrer inhaltlichen Arbeit schenkt sie einen Exkurs zu Problem »Frauen-Literatur« voraus. Mit diesem Begriff versucht sie nicht, eine Gattung oder ein Phänomen zu definieren (dies würde Notgedrungen zu Restschreibungen oder Ausgrenzungen führen). Statt dessen untersucht sie die Genese der Frauenliteratur und die Rede über sie.

Die Entstehung der Frauenliteratur wird im unmittelbaren Zusammenhang mit der neuen Frauenbewegung diskutiert, wobei die Verfasserin eine Ungleichzeitigkeit der beiden Ereignisse feststellt:

»Der »Frauenliteratur« geht also eine vorliterarische Phase der Frauenbewegung voraus ... In diesem Zeitabschnitt, der ersten Hälfte der 70er Jahre, sind die Voraussetzungen für den Wunsch nach einer spezifischen Frauen-Literatur zu suchen; hier wurde »Frauenliteratur« nötig, aber auch möglich gemacht.« (26)

Darüber einher geht die Nicht-Beachtung bereits vorhandener Frauenliteratur von seinen »frauenbewegter« Leserinnen, wie z.B. der Texte Bachmanns, Aichingers, Dominis u.a., Texte von Frauen, denen heute der Status von Vorläuferinnen zugeschrieben wird.

Alle Themen aufzuzählen, unter denen Weigel die verschiedenen Texte darlegt, scheint mir wenig sinnvoll und die bruchstückhafte Behandlung wenig zufriedenstellend zu sein. Deshalb werde ich eine subjektive Auswahl treffen und die restlichen Themen zum Selberlesen empfehlen. Die erste inhaltliche Auseinandersetzung mit konkreten Texten folgt unter der Stichwort »Politik in erster Person« (53). Darunter fallen Texte, in denen Frauen die Politisierung des Privaten fordern und diese Forderung mit der Veröffentlichung ihrer »privaten« Geschichte einlösen. Autobiografische Texte von Bußmann, Herzog, Krockel und Pausch, sowie Texte aus der »biernen Zeit«, aus der Zeit des Deutschen Herbstes, Texte, die sich mit der RAF-Zeit beschäftigen, werden analysiert. Folgende Gemeinsamkeiten dieser Texte arbeitet die Verfasserin heraus:

»Als Gemeinsamkeit der besprochenen Texte kann man die Bemühungen betrachten, sich den Identitätsmustern von »Opfer« und »Heldin« gleichermäßen zu verweigern. Handlungsfähig zu sein bzw. zu werden, ohne die eigenen Ängste und Schwächen zu verdrängen, so könnte die Formulierung für eine andere Politik lauten, jenseits tradierter Strategien, denen im Topos des »Kampfes« Männlichkeitswahn und Heroismus zugehören.« (91/92)

Im Kapitel »Wider den Zwang zum Positiven - negative Textpraxis« verweist Weigel darauf, daß es kaum Texte von Frauen gibt, in denen hierarchisch mit der herrschenden Ordnung spielen und sich somit eine subversive Schreibweise aneignen.

»Für Frauen scheint der Eintritt in die Öffentlichkeit, in die Literatur und in die Sprache bis heute ein ausgesprochen ernsthaftes Vorhaben zu sein.« (169)

Als eine der wenigen sarkastischen und »böartigen« Schriftstellerinnen wird Reinig genannt und anhand des Textes »Entmannung« vorgestellt, wie die Autorin die Satire als Mittel der Irritation und der Provokation verwendet. Weiters werden Jelinek, Fritz, Kolb und Heinrich und deren »böser Blick« auf die Gesetze des Männlichen sowie auf die weiblichen Lebenszusammenhänge und Verhaltensweisen untersucht.

In »Liebe - nichts als ein Mythos« wird das Thema der Liebe aufgearbeitet (das, so Weigel, als belichtes Motiv gegenwärtiger, künstlerischer Pro-

duktionen wieder eine Konjunktur erlebt, im Gegensatz zur Literatur der 70er Jahre).

»Während die Schriftstellerinnen der 50er und 60er Jahre noch ganz und gar mit der »Liebe« beschäftigt waren, fällt in der Frauenliteratur der 70er Jahre eher die Abwesenheit der »Liebe« auf.« (215)

Die Autorinnen des vergangenen Jahrzehnts zeigten verstärkt die Differenz zwischen dem Liebesmythos und den herrschenden Geschlechterverhältnissen auf und erreichten damit die (wohl notwendige) Entzauberung und Banalisierung von Liebesverhältnissen. Weigel streicht jedoch hervor, daß das Liebesmotiv von den Autorinnen vor der Frauenbewegung keineswegs harmonisch dargestellt wurde, sondern auch von Schriftstellerinnen, wie z.B. Bachmann oder Haushofer einer radikalen Kritik unterzogen wurde.

Im abschließenden Kapitel »Literaturgeschichte in Bewegung« befaßt sie sich mit der feministischen Literaturkritik. Die Beschäftigung mit der Frauenliteratur müsse in unmittelbarem Zusammenhang mit der Kritik an der herkömmlichen Literaturgeschichtsschreibung stehen und sie fordere einen anderen Umgang mit Schriftstellerinnen und deren Texten.

Bei ihrer Vorstellung des »anderen Umgangs« mit der Literatur von Autorinnen lehnt sie sich an die beiden französischen Theoretiker Barthes und Derrida an und verweist auf die Zusammenhänge zwischen den Schreibweisen einer »weiblichen Ästhetik« und jenen der »poststrukturalistischen« hin, die sie als Dekonstruktion bezeichnet.

Bereits bestehende Arbeiten dieser Art werden bearbeitet: Ria Fudres Beschäftigung mit Th. Bernhards Männerporträts, Ginka Stehewachs Auseinandersetzung mit den französischen (Post)Strukturalistinnen, die im Buch »Marylinparis« ihren Niederschlag findet, sowie Cibela von Wysockis Annäherung an Heißer, Woolf, Zürn, Plach u.a. in dem Buch »Die Tröste der Freiheit, Aufbruchphantasien«.

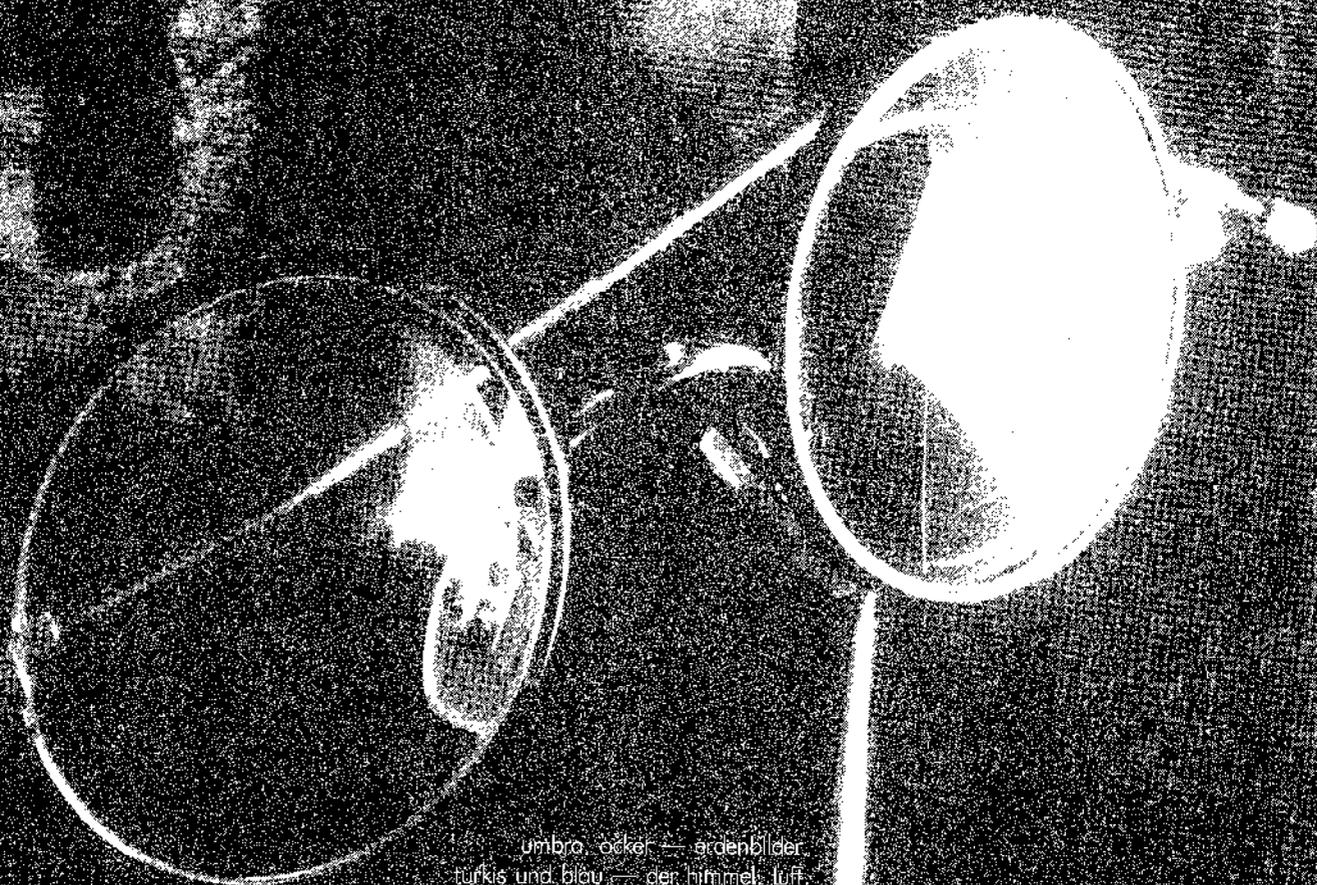
Auch in »Die Stimme der Medusa« findet man dergewisserweise Ausschlußpraktiken statt, doch Weigel reflektiert ihr somit paradoxes Unternehmen, eine Literaturgeschichte von Frauen zu schreiben. Ihrer Forderung

»die Anordnungen der Darstellung durchschaubar und revidierbar zu machen, den ausgewählten Textbeispielen ihren exemplarischen Charakter zu lassen und sie nicht als Kanon zu behandeln ...«

wird sie dennoch gerecht und wer sich erhofft nach den 400 Seiten zu wissen, ob es eine weibliche Schreibweise gibt und wenn es sie gibt, wie sie aussieht, die/der wird das Buch zur Seite legen, ohne eine endgültige Antwort erhalten zu haben. Behutsam geht Weigel mit Definitionen um und entgeht somit der Gefahr, neue Zuschreibungen zu machen und neue Normen aufzustellen.

Carmen Unterholzner

Text zur Ausstellung „Mit Wurzeln
und mit Flügeln“ im Künstlerhaus
von GANGLINE IMMER über die Ge-
staltung der Graben- und inneren
Umschlagseiten besorgt.



umbra öcker — erdenbilder
türkis und blau — der himmel: luft
tag und nacht können nicht zusammenleben,
doch sind sie angewiesen aufeinander
ihre gegenseitige durchdringung und befruchtung
ist leben — kunst
wild und innig lieben sich die ferne,
schmerzhaft lustvoll spannt sich der bogen
zwischen den polartären innen — außen,
nahe — ferne: sand und stärke,
frau und mann, freiheit — bindung,
kühnheit — wehrtauch, magie und ratio,
sorbas — buddha
unterwegs dazwischen
mit farben und mit pinseln
zuhaus nirgends, vagebund
tag und nacht können nicht zusammenleben,
doch sind sie angewiesen aufeinander
und in der dämmerung — gold
gesegnet ist der vollkommene maler
seine farbräume sind leer



ganesh neumair

swiss, maler, fotograf, 33 j.
brunelk geb. ca. seines ver-
ehens wasserborn, überleb

das französisch-gymnasium, wo oberer gymnasialoberen teil, ihren weg-
gen negativen einfluss auf die mitgliedern der schule verweisen ver-
räumt, mehr es in malerarbeit, die folgenden monate verbringt er in kip-
plekammern von formetera bis kotmandu, die nächsten phre in kōhen,
eindeutigen und gampos zwischen städten und den himmeln, zieht als
pilger barfuß durch indien und nepal, um sich in die arimbo naxalika, an-
beitet zwischendurch als dichter und lehrer und landet schließlich trotz weite-
ger gegenwehr im oshiam des lehrjahrgang meisters sri rajkesh, dort wird
ihm in leeren schulen vorgesetzt, er lernt zunächst das zweifelhafte
und dann schamlose lehren — besonders lehrer sich selbst.

studium der malerei an der kunstakademie urbino, erobert über mandala
und den (über)lebensbaum, ausstellungen seit 77, erhält 82 den preis der
jungen künstler in bremen, reisen und lehren nach usa, mexiko, bay, philip-
pinen, japan, düsseldorf und multivisionprojekte.

lebt zur zeit seltsam gesittet im vnschgau, unterhält als kunstzeiger die
schuljugend, zieht bensais und führt keinen pinsel, die federöpfe sind aber
noch nicht leer.

Bilder von links oben
nach rechts unten:
«Die Fische des Mittelmeers»
«Wigwam»
«Südl. Fische»
«Die Fische des Mittelmeers»
«Nacktes Frauen»

